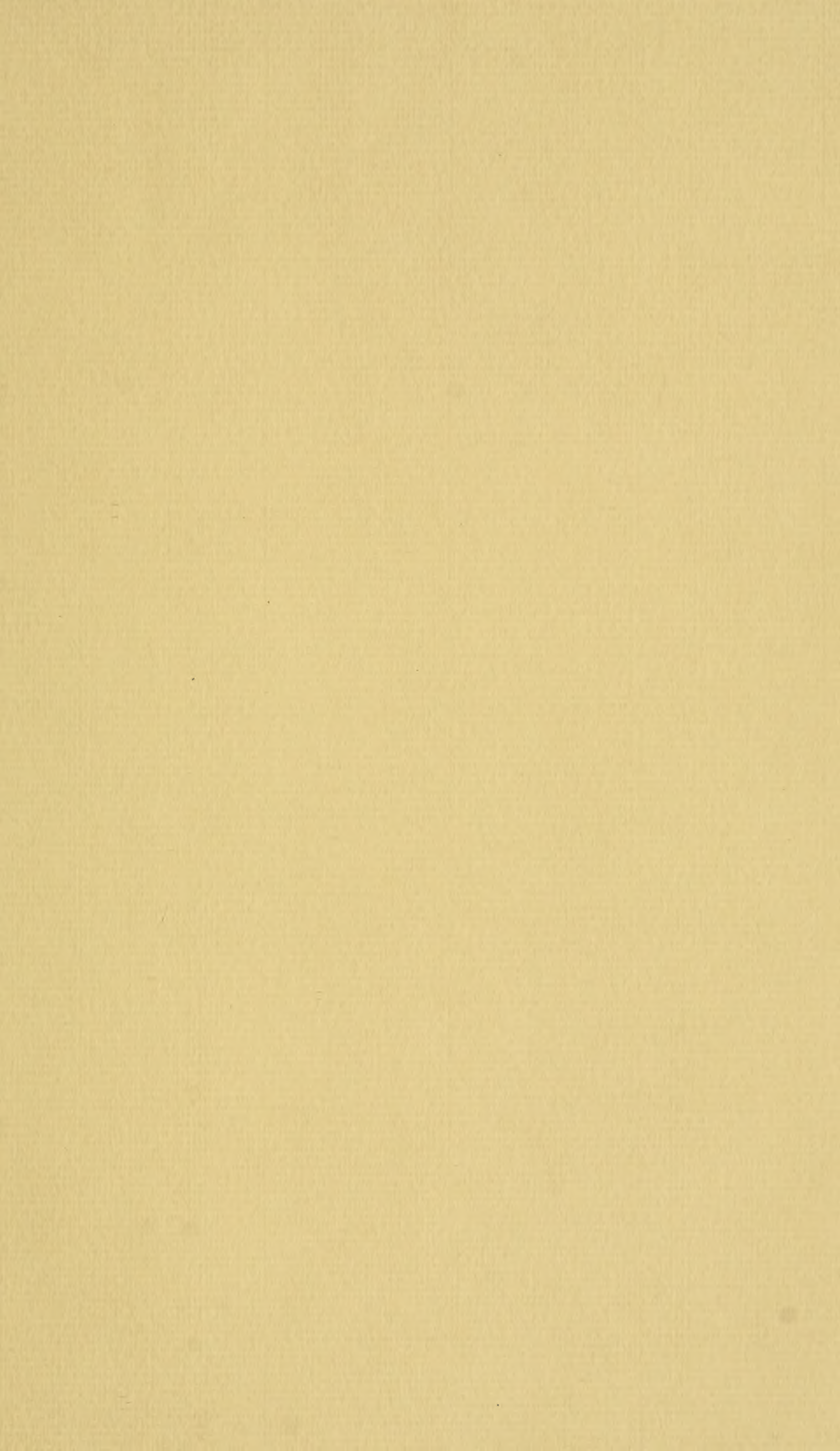















BIOLOGICAL LABORATORY
LIBRARY
WOODS HOLE
MASS.



Die Nachtigall.



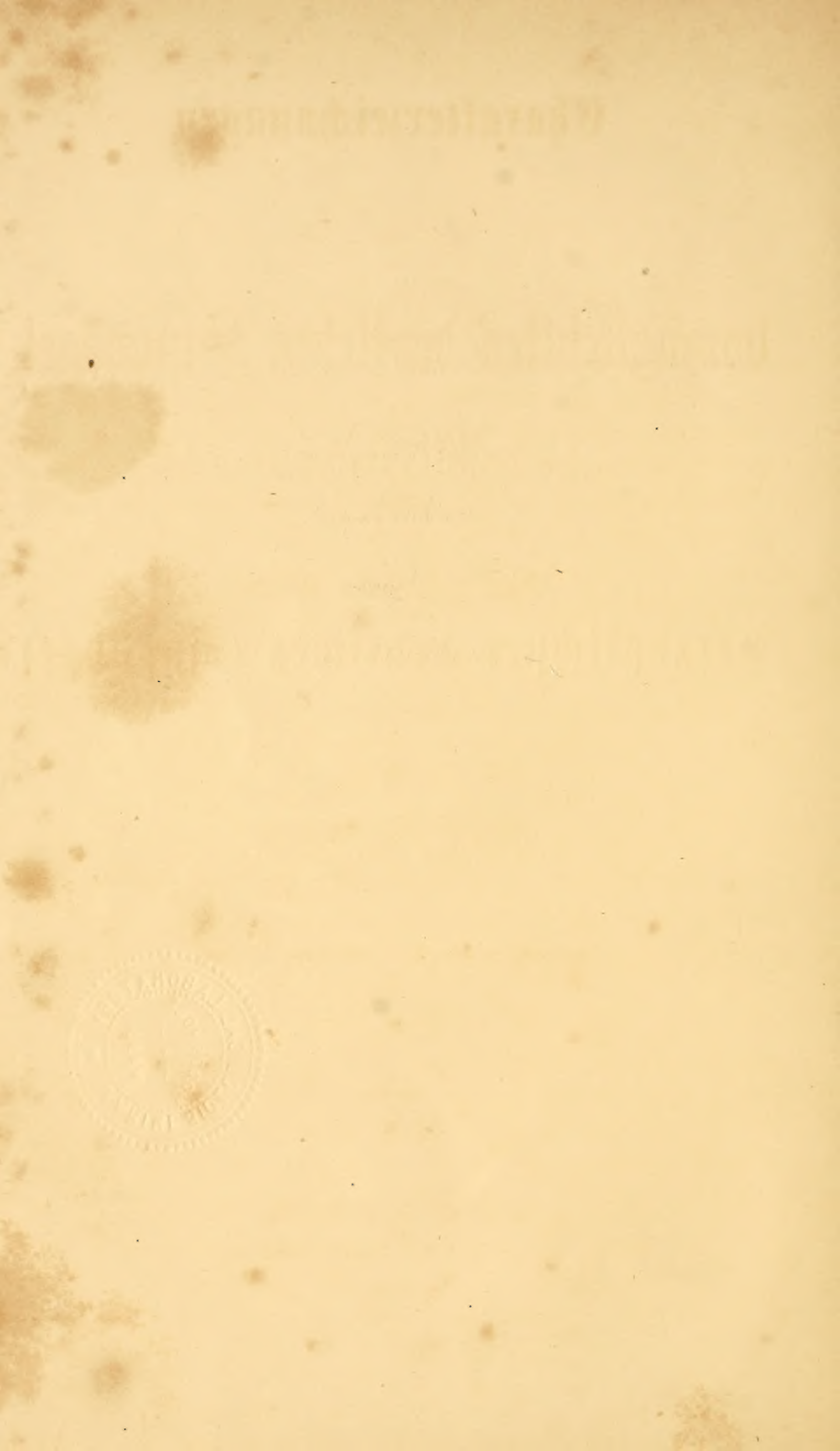
Charakterzeichnungen

der

vorzüglichsten deutschen Singvögel.

Von

Adolf und Karl Müller.



Charakterzeichnungen

der

vorzüglichsten deutschen Singvögel.

Von

Adolf und Karl Müller.

Mit elf Illustrationen,

entworfen und auf Holz gezeichnet von Adolf Müller,

sowie

mit acht in den Text gedruckten Figuren.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1865.



Vorwort.

In den letzten Jahrzehnten betritt ein achtbarer Theil unsrer Naturforscher einen populären Weg. Der in die Weihrauchwolken einer mittelalterlichen Herrlichkeit sich hüllende, auf hohen Lehrstühlen sich absondernde Gelehrtenhochmuth fristet, von dem lebensfähigen Theile der menschlichen Gesellschaft unbeachtet, in trüber, verlöschender Sphäre sein Dasein, und seine Erzeugnisse vermodern im Staube der Maculatur.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Unaufhaltsam ist der Strom der geistigen Zeitwandlung, mächtig seine Wirkung auf Leben, Wissenschaften und Künste. Das Treibeis der neuen socialen Weltrichtung stößt vernichtend wider die Bollwerke einer Stockgelehrtenzunft. Nachdem eine geisterstürmende Epoche beim Scheiden des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit dem scharfen Spaten der Läuterung aus Abgestandenheit und Verödung den frischen Strom unsrer Muttersprache wieder zu Tag förderte und sie zu einem würdigen Gewande der Wissenschaft umbildete; schreitet nunmehr in der letzteren die Reformation voran gegen die Ausschließlichkeit der Kathederweisheit mit ihrer ungenießbaren Methodik und verzerrenden Systemswuth. Das wachsende Streben der neueren Forschung ist, die Errungenschaften auf dem Gebiete des Wissens durch ebenso klare, als anziehende Darstellungsweise zum Gemeingut zu machen.

Klare, allgemein zugängliche Mittheilung verlangt die Gegenwart von dem Forscher, denn eine gemeinnützige Richtung kennzeichnet unsre Zeit, und die Naturkunde, als der realste aller Wissenszweige, bildet heutzutage die Grundlage, auf welcher sich die andern Wissenschaften, wenn sie lebenskräftig bleiben wollen,

mehr oder weniger aufbauen müssen. Und wie unsre realistische Weltströmung das Bedürfniß eines vollen öffentlichen Lebens geschaffen, so fördert vorzugsweise die Rüstigkeit der neueren Naturforschung die eigentlichen Reformatoren einer volksthümlichen Lehre in die Oeffentlichkeit. Mit den Organen des Wissens und Talentes verstehen nicht Wenige neues pulsirendes Leben in die Wissenschaft zu bringen und gewinnen immer mehr Boden im Publicum.

Und wie im weiteren Gebiete der Naturforschung, so auch im engeren der Naturbeschreibung regt sich's reformatorisch. Wissenschaftliche und Unterhaltungs-Blätter geben uns fortwährend Beobachtungen über Thiere in sinniger, belebender Anschauungsweise. Nur die handlangenden „Wagner“ dieses Wissenszweigs kauen noch das zähe Leder der alten Lehrformen wieder, und ihre Beschreibungen sind die traurigen Nachahmungen wesenloser Drahtthiere in den Sammlungen.

„Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?“

Nicht mittelbare, todte — wir wiederholen es — unmittelbare, lebendige, warme Anschauung und Darstellung ist die Aufgabe des heutigen Naturbeschreibers. Die große freie Natur ist sein Tempel und zugleich seine Werkstätte. Gewissermaßen wie der Dichter, sei er ein lebendiger Vermittler zwischen ihr und der Menschheit. So wie er die Naturgebilde erblickt, ganz, frisch und wesenhaft, so fördere er — ein Schöpfer im Kleinen — das Erforschte durch seine bildende Kraft wieder zu lebensvoller Anschauung. So langsam und mühevoll oft der Weg zu seinen Endresultaten auch sei, so viel er Glas und Sonde, Kolben und Retorte auch anwenden mag; so spärlich ihm Beobachtungen von Monaten und Jahren nur Theil für Theil zum Ganzen geführt: der naturbeschreibende Meister gibt nichts desto weniger seine Beobachtungen in Einem Gusse, fertig und leibhaftig.

Wo schöpferische Kraft fehlt, da sprießt nimmer Leben. Wo sie aber waltet in Kopf und Herz des Vogelkenners, da sehen wir

seine Schriften wie grüne Inseln in dem grauen Einerlei der ornithologischen Wüste auftauchen.

Noch ist es nur Anfang, gleichsam der Beginn eines Frühlings in diesem Wissenszweige, aber sein weckender Odem bricht sich mehr und mehr Bahn und wird bei dem zunehmenden Interesse aller Stände an den Naturwissenschaften zu einer siegenden Strömung anwachsen.

Wir haben die einzelnen Arten der Singvögel — von welchen übrigens nur die bedeutendsten und wahrhaft einheimischen*) geschildert sind — von vornherein nach ihrer hervorragendsten seelischen Eigenthümlichkeit, dem Gesange, betrachtet und sie nach der besonderen musikalischen Ausprägung desselben wieder in zwei Gruppen getheilt. Hierzu glauben wir vollkommen berechtigt zu sein, da zunächst das Sängerleben zur Anschauung gebracht werden soll, weiterhin aber auch hierdurch der immer mehr zur Geltung gelangenden Ansicht entsprochen ist, die Thiere nach ihrer Wesenheit zu unterscheiden. Die wahre Naturforschung wendet sich ebenso entschieden ab von der Behauptung, daß die Thiere der Seele entbehrten, als von dem begriffslosen Auskunftsmittel einer Afterphilosophie, welche den „Instinkt" für die geleugnete Thierseele setzen will. Vor der gesunden Beobachtung des Naturkundigen erschließt sich die aufsteigende Kette der Empfindungen im Thierreiche vom ersten Ringansatze bis zur vollendetsten Gliederung. Vom dumpfen Unkenruf aus dem Sumpfe bis hinauf zum sonnenhellen Lerchengesang am

*) Es möge gebilligt werden, daß wir die Schilderung des Sprossers (Luscinia major vel Sylvia philomela) hier nicht geben: denn er ist eine so seltene Erscheinung in Deutschland, sein Vorkommen nur auf eine kleine Strecke bei Wien (auf der Au') und höchstens noch ganz vereinzelt auf Schlesien und das Sächsische beschränkt, daß wir seine Charakterzeichnung schon der Consequenz halber unterlassen zu können glaubten. Aber es leitete uns — offen gestanden — neben diesen Beweggründen auch noch der Umstand, daß wir diesen Vogel nicht aus eigener Erfahrung heraus hätten kennzeichnen können, da er uns nie — selbst im Käfige nicht — lebend zu Gesicht, oder sein Gesang zu Ohren gekommen ist, geschweige sich uns die seltene Gelegenheit geboten hat, sein Wesen in der freien Natur zu beobachten.

Himmel spielt der große Telegraphennerv der Natur, und wo Empfindung herrscht, da ist auch Seele und Bewußtsein. Wie arm und trostlos erscheint jene Ansicht, welche in den Thieren nichts als seelen- und bewußtlose Maschinen erblickt! Welche todte Staffage wäre nach jener Meinung das große Thierreich auf der Erde, und wie verlassen, ohne lebendige Beziehung und Wechselwirkung mit der Natur, stünde der Mensch in derselben! Die so oft des Materialismus beschuldigte Naturwissenschaft — hier beseelt und belebt sie das All, und dort entseelt und materialisirt man.

Der Naturkundige weiß, daß die Gattung „Mensch" das oberste Glied jener unendlichen Reihe lebender Wesen auf der Erde bildet. Aber mit der Kenntniß vom Leben jener um und neben ihm wohnenden Geschöpfe wächst nur seine Beziehung und seine Liebe zu ihnen, und er sieht in den gelehrigen, treuen Hausthieren seine Freunde, in den Wesen „im stillen Busch, in Luft und Wasser" seine „Brüder".

Und so nehmet denn, liebe Verehrer der Natur, in diesem Geiste die nachfolgenden Schilderungen treuer, Jahrzehnte langer Beobachtungen auf! Möchten wir uns nicht täuschen, in diesem bescheidenen Werke ein kleines Denkmal den herrlichen Sängern unsres Vaterlandes errichtet zu haben.

Gladenbach und Alsfeld 1865.

Adolf Müller, Oberförster.
Karl Müller, Pfarrer.

Inhaltsverzeichniß.



Der Gesang der Vögel.

Nirgends dringt die Poesie der Natur unmittelbarer, ursprünglicher und lebhafter zur Menschenseele, als im Gesange der Vögel. Hier ist sie mit die schönste Entfaltung des Weltgeistes. Mag er großartig und gewaltig in den Gewittern vorüberziehen, mag er den Odem der Verjüngung und Auferstehung in dem Farbenleben des Frühlings ausgießen, oder die Sprache der Unendlichkeit am leuchtenden Firmamente zu uns sprechen: — die eigentliche Seele der Natur ist das Lied der Singvögel.

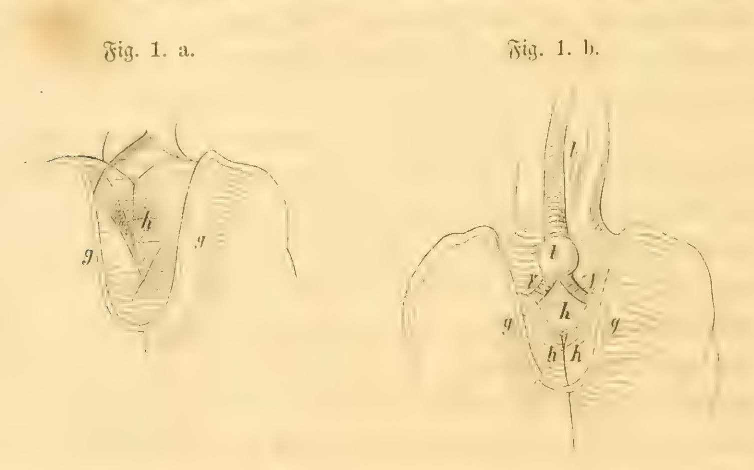
Die gemäßigten Zonen haben den Vorzug vor den heißen Erdstrichen, die eigentlichen Sänger zu besitzen. Was diesen im Aeußern an Pracht und Glanz ihrer südlichen unmusikalischen Brüder abgeht, ersetzt doppelt ihre ungleich höhere innere Zierde. Besonders Europa oder vornehmlich unser wald- und stromreiches deutsches Vaterland ist die Heimath der meisten dieser Götterkinder. Und wenn ihre Mehrzahl uns zur rauheren Jahreszeit meist auf fernen Wanderzügen über das Mittelmeer verläßt, der Frühling und Vorsommer führt sie wieder an die alte traute Geburtsstätte zu neuem Leben und fröhlichem Gesange zurück: denn hier ist ihr Vaterland, dort die Fremde.

Wir haben in dem ganzen Thierreiche nichts, was wir dem Gesange des Vogels an die Seite setzen könnten. Es gibt klügere, körperlich höher ausgebildete Thiere, als die Vögel; aber was ist Klugheit, was sind körperliche Vorzüge gegen die herrliche Gabe des Gesanges? Kein Geschöpf unsrer Erde hat jenes unmittelbare Naturgeschenk; selbst die menschliche Stimme erhebt sich erst zum Gesange in den läuternden Stadien der Kunstbildung: was der Mensch durch diese erst später erwirbt, haben unsre Singvögel von vornherein von der Mutter Natur. Im Schaffen, im geistigen Erzeugen

nähert sich das Geschöpf dem Schöpfer. Und wenn Dichter und Musiker vorzugsweise Verkündiger des Menschengeistes sind, so ist das Lied des Vogels die schaffende Weltseele, der geistige Hauch, mit dem diese am schönsten und unmittelbarsten die Natur belebt.

Aber betrachten wir vorerst näher die Organe, welche unsren Geschöpfen zur Grundlage ihrer musikalischen Leistungsfähigkeit dienen. Zuerst finden wir bei den besseren Singvögeln einen schon äußerlich auffallenden, gestreckten und sehr geschmeidigen Hals, ferner eine ungemein freie Brust mit einem ungeheuren Brustbein. Ueber dem Brustbein, zwischen dem Bogen des sogenannten Gabelbeins (g g Fig. 1. a. b.) — dem Schlüsselbeine der Säugethiere entsprechend — zeigt sich die Brust tief und weit gespalten und diese Höhlung (h) vor der Verzweigung der Luftröhrenäste in die Lunge blos ausgefüllt mit einem äußerst feinen, durchsichtigen Zellengewebe zur Aufnahme von Luft, z. B. beim Singen, wie wir später zeigen werden.

Fig. 1. a. Fig. 1. b.

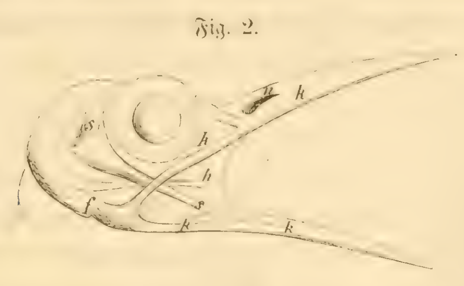


Doch gehen wir nun bei unsrer Betrachtung zuerst von den Werkzeugen der Luftaufnahme am Schnabel allmälig zu dem inneren Respirationssysteme über.

Untersucht man den Organismus der Bewegung an den Schnabelwurzeln, so findet man zwar, daß dieselbe an dem Unterkiefer der Vögel blos scharnirförmig bewirkt werden kann, also eine beschränkte, nur auf und niedergehende ist. Diese Einseitigkeit wird jedoch bei allen Singvögeln von zarter, modulationsfähiger Stimme durch eine gewisse Weichheit, Bieg

samkeit und stets durch ein großes Oeffnungsvermögen ihres Schnabels auf gehoben, wie bei der Nachtigall, der Drossel, Schwarzamsel und dem Pirole, den Grasmücken und Lerchen, sowie — nebenbei bemerkt — auch bei dem Kukuk, welcher bei seinem mysteriösen Lachrufe den dehnsamen Schnabel weit aufreißt.

Fig. 2.



Die Verbindungshaut (h Fig. 2.) — zugleich nach innen die Mundschleimhaut, nach aussen die Sehnenhaut vom sogenannten Flügelmuskel bildend – zwischen Ober- und Unterkiefer (k k) ist nämlich bei jenen Sängern sehr breit und dehnsam und kann daher — wie u. a. der von den Schläfen schräg nach vorn an den Rand der unteren Kinnlade gehende Schläfenmuskel (s s) — dem von dem Muskel (f) hinter dem Gewerbe des Ober- und Unterkiefers bewirkten Herunterziehen des letzteren, d. i. dem Oeffnen des Schnabels, leicht folgen. Ebenso finden wir die Zunge der besseren Sänger, namentlich der Insecten fressenden, gegen die anderer Vogelgattungen viel weicher, auch mit größerer Beweglichkeit des Zungenbeins durch ausgebildetere Muskeln versehen. Beim Singen hebt der Vogel die Zunge ein wenig mittelst des sogenannten Zungenhebemuskels und beugt die Zungenspitze etwas abwärts mittelst des von Meckel in seinem „System der vergleichenden Anatomie" so benannten Zungenbeugers. Zugleich zieht der von Cuvier schwülstig mit musculus ceratohyoïdeus (hornartiger Schweinerüsselmuskel?) benannte und mit dem Kopfe des Zungenbeinhebers verbundene Muskel den mittleren Theil des Zungenbeins und hiermit die Zunge selbst etwas zurück, wodurch hauptsächlich das quere Oeffnen der der Zungenlänge nach geschlitzten „oberen Stimmritze" beim Gesange bewirkt wird. (S. weiter unten Stimmritze Fig. 3.) Diese Thätigkeiten bekunden sich so recht deutlich bei dem Vibriren der Zunge einer singenden Nachtigall oder grauen Grasmücke.

Die ersten Organe für die Luftaufnahme sind nun die beiden offen-stehenden Nasenlöcher (n Fig. 2.) in der oberen Hälfte auf beiden Seiten des Schnabels, welche in die obere Mundhöhle einmünden. Diese Oeffnungen, größer als bei den Säugethieren, aber mit nur wenig dehnsamer Nasenhaut (Nasenflügel) und verhältnißmäßig kleineren Höhlen versehen, führen die Luft zu der Stimmritze (k Fig. 3.) der Luftröhre. Die zunächst des Deltas

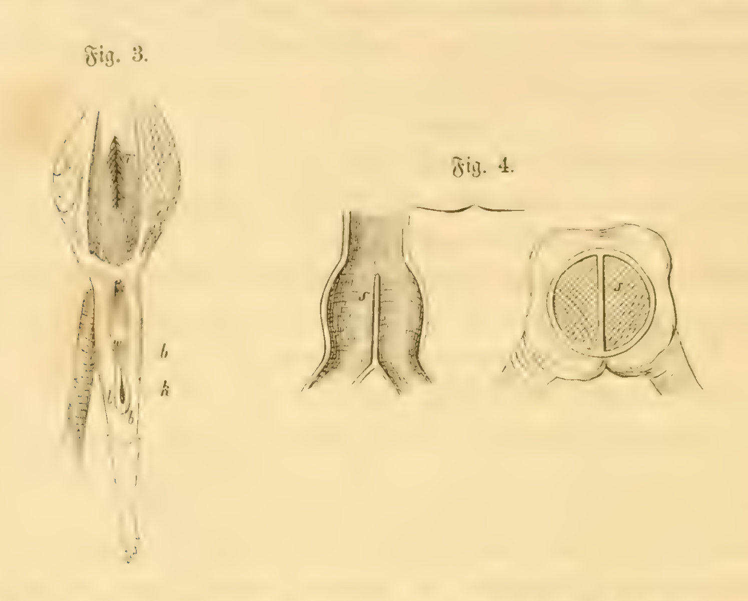


Fig. 3.

Fig. 4.

der Zungenbeinäste befindliche Stimmritze, auch der obere Kehlkopf genannt, besteht aus einer verhältnißmäßig großen, meist lippenförmigen Oeffnung, beiderseits von dehnsamen, quer zu ihrer Längenaxe sich öffnenden Bändern (b b) umgeben und am hinteren, dem Rachen zugekehrten Ende mit einer Partie kleiner horn- oder haarartiger spitzer Warzen (b') versehen, welche auch dem tiefen Einschnitte in der oberen Rachenhöhle (r) gerade über der Stimmritze eigen sind. Ihr fehlt bei allen Vögeln der Deckel. Die Luftröhre (l Fig. 1. b.) selbst stellt sich uns nun als ein ganz eigenthümlich gebildetes Organ dar, das sich schon vor der Luftröhre aller andern Thiere durch seine viel bedeutendere Länge überhaupt auszeichnet. Ganz besonders bei den Singvögeln ist sie — abweichend von den mehr verknöcherten und steiferen Luftröhrenringen vieler, besonders größerer Vögel mit rauhen Stimmen — von einer Menge sehr zarter, fast durchsichtiger Knorpelringe gebildet und hat vor ihrer Verzweigung in zwei

Aeste, der sogenannten Gabel (γ γ Fig. 1. b.) ein merkwürdiges zweites Stimmorgan in dem „unteren Kehlkopf" oder der „Trommel" (t Fig. 1. b.). Diese Vorrichtung ist Angesichts der Thatsache, daß wir sie gerade bei den besten Sängern sehr ausgebildet und groß sehen, offenbar, so glauben wir mit Oken, zur Verstärkung des Tones geeignet, eine Art Resonanzboden.

Ein vor mir liegender abgelöster unterer Kehlkopf von einem Schwarzdrosselmännchen, ingleichen eines Edelfinkenhahns, zeigt auf dem Quer- und Längsschnitte unter dem Mikroskop eine scharfe, deutliche Scheidewand (s Fig. 4.) vor der Luftröhrengabel bei sehr ausgeprägter erweiterter Rundung, bei der Amsel beinahe von wirklicher Erbsengröße (Fig. 1. b.), bei dem Edelfinken verhältnißmäßig eben so stark. Der untere Kehlkopf einer präparirten Kehle von einem Eichelheher (Corvus glandarius. L.) läßt an dieser Stelle kaum eine kleine Ausbauchung bemerken, während bei dem gemeinen Staar dieser Theil schon besser ausgebildet erscheint (Fig. 5. b.).

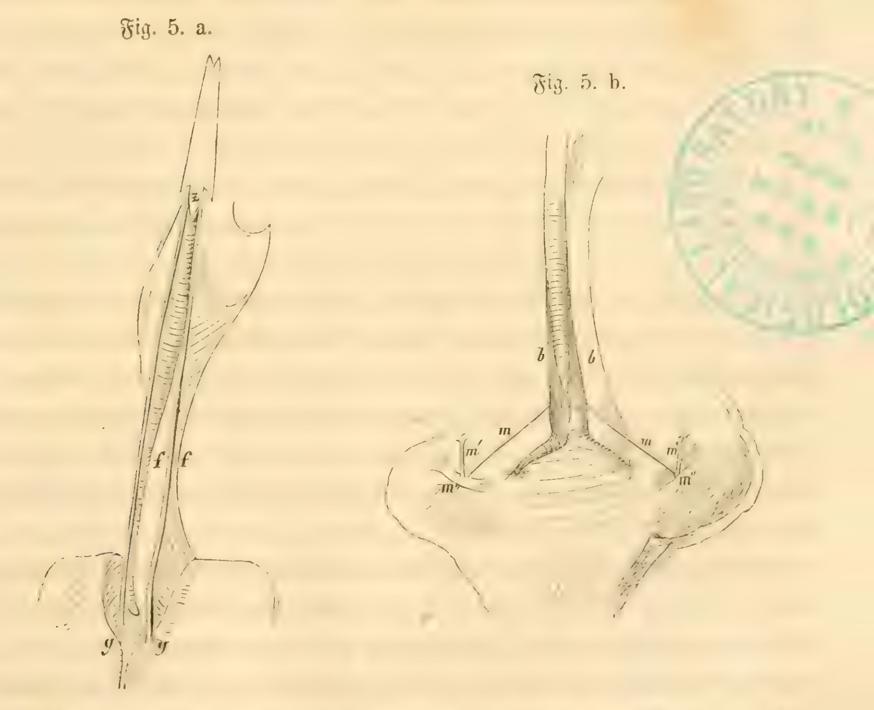


Fig. 5. a. Fig. 5. b.

Hingegen sind an den zwei genannten Vögeln die beiden Bändermuskeln (b b Fig. 5. b.) beiderseits des unteren Kehlkopfs sehr entwickelt und hängen

auf jeder Seite weiter zusammen mit einem sehnenförmigen, kurzen Muskel (m m), welcher sich seitwärts in dem Brustbein ansetzt an einen breiteren, bandförmigen und starken Muskel m" und in einer Sehne (m') sich seitlich verzweigt. Hierdurch kann bei den betreffenden Vögeln die Luftröhre verkürzt, d. h. abwärts gezogen und die untere Stimmritze (die Trommel) zusammengedrückt werden. Ferner finden sich zwei längere, fadenförmige Muskeln (f f Fig. 5. a), welche beide am Delta des Gabelbeins (bei g g) entspringen, sich, beiderseits längs der Luftröhre laufend und mit dem Zellgewebe der Kehle verwachsen, oben an der Luftröhre zwischen dem oberen Kehlkopf und Zungenbein (bei z) anlegen. Mittelst dieser Muskeln kann bei dem Strecken des Halses eine Verlängerung der Luftröhre bewirkt werden.

Wir stehen nicht an, in der besonderen Verrichtung der ausgebildeten Bänder mit den hervortretend stark gebildeten sehnenförmigen Muskeln am unteren Kehlkopf des Staars und des gemeinen Hehers vorzugsweise das Vermögen zu erblicken, welches diese Vögel zu einer Art Bauchrednerei befähigt. Durch das Zusammenziehen der Luftröhre mittelst der kürzeren Muskelfäden und der Bänder über und an dem unteren Kehlkopf wird die Luft, von den Lungen aus, in die mit denselben verbundenen Luftsäcke der Brusthöhlung zwischen dem Gabelbein, und mittelst des abwechselnden Verlängerns der Luftröhre und des Zusammenziehens der Bauchmuskeln theilweise wieder in diese vorgepreßt, wodurch das Knappen, Schnurren, Knarren und Kneifen entsteht, welches die flüsternden, mystischen Töne der beiden genannten Vögel so wesentlich kennzeichnet. Darum sehen wir vornehmlich den Staar, so lange das Balzen mit den leisen Tönen anhält, mit vorzugsweise nach vorn gekrümmter Kehle und aufgeblasener Brusthöhlung unter obligater Anstrengung der Bauch- und Brustmuskeln und Einkneifen des Schwanzes sein Concert ausführen, hingegen den Hals entschieden recken, sowie Kehle und Schnabel weit aufreißen, sobald er lautere Töne, wie z. B. den „Schäferpfiff", erschallen läßt.

Weiter bemerken wir, daß die verhältnißmäßig kleinen, mit der hinteren Wand der Brust verwachsenen, weit- und vielzelligen, aus derber Substanz gebildeten Lungen der Vögel vielfach noch mit hohlen Räumen oder großen sackartigen Zellen in Verbindung stehen, so daß die Luft aus den ersteren überall durch diese verzweigten Räume in den Körper, sogar in die marklosen Knochen treten kann, und so gleichsam Luftbehälter sich herstellen, welche

das Ein- und Ausathmen sehr erleichtern, das ohnedies in umgekehrter Weise stattfindet, wie das der Säugethiere. Denn es geht die Respiration der Vögel in der Weise vor sich, daß dieselben mittelst Zusammenziehens ihrer Bauch- und Brustmuskeln vorerst, mit Oken zu reden, ein „Auspumpen“ der Luft bewirken, wodurch das Einathmen bei dem Einkehren der Muskeln in die Ruhe ohne besondere Anstrengung erfolgt. Bei solchen Verrichtungen ist es erklärlich, wie unsre Feld- und Haidelerche bisweilen bei halbstündigem Schweben in der Luft ihre Lieder schmettern können, und die Nachtigall oft das merkwürdige Ziehen in ihrem Gesange so lange anhalten kann.

Man sieht hieraus zur Genüge, daß dem Triebe der Singvögel sich auch Mittel und Werkzeuge dienstbar gesellen, denselben ausführen zu können. Mit dem besten Willen könnte unser lieber Philister Spatz kein Lied produciren, denn dem unbeholfenen, kurzhalsigen, dick- und steifschnäbeligen Spießbürger fehlen die Organe dazu, ganz abgesehen davon, daß ihm ein solch höherer Trieb vermöge seiner prosaischen Natur von vornherein mangelt.

Weil nun der Vogelgesang — wie in unsrem Vorworte dargethan ist — ein Product der Empfindung ist, und diese je nach dem vorherrschenden Temperamente sehr mannigfaltig sein kann: so ist es leicht begreiflich, wie das Lied der Vögel vielfach in Form, Bewegung und Ausdruck abwechselt. Wir finden dies sprechend in den verschiedenen Geschlechtern, Gattungen und Arten unsrer Sänger ausgeprägt, wie dies in den nachfolgenden Beschreibungen der einzelnen Singvögel näher zu charakterisiren versucht worden ist. Vor Allem aber bieten sich zwei überraschende Eigenthümlichkeiten unter denselben dar, Eigenthümlichkeiten, welche unwillkürlich zur Vergleichung mit menschlichen Anlagen drängen. Dies werden wir in den Vorberichten der zwei Gruppen, in welche wir unsre Sänger dieser Eigenthümlichkeit gemäß gebracht haben, näher berühren. — Nur einer allgemeinen musikalischen Charakteristik des Vogelgesanges wollen wir hier gedenken, daß derselbe sich nämlich immer in Quinten und Terzen bewegt. Er ist eben zusammengesetzt aus den natürlichen Grundtönen. —

Man unterscheidet bisweilen bei dem Vogelgesang den Schlag, das Lied und das Gezwitscher. Unter Schlag begreift man den musikalischen Vortrag eines Vogels von besonders sprechenden, gegliederten, auch abgebrochenen Strophen (Absätzen, Wendungen), von einem vorherrschend leidenschaftlichen

Charakter getragen. Man nennt aus diesem Grunde vorzugsweise den Gesang der Nachtigall, des Sprossers, der Singdrossel, des Edelfinken und Hänflings einen Schlag; auch die herrlich hervortretende Strophe der schwarzköpfigen Grasmücke heißt zum Unterschiede von dem Gezwitscher dieses Vogels insbesondere der Ueberschlag, und den deutlich sprechenden Flötengängen der Baum- oder Haidelerche gebührte wohl auch mit Recht die Benennung Schlag. Unter dem Liede eines Vogels versteht man im engeren Sinne eine mehr fließende Weise auf rein singbarer Grundlage; während Gezwitscher ein ungegliedertes, verworrenes Ineinandermengen von gewöhnlich leisen und hohen Tönen bedeutet. Nur der Schlag und das Lied der Vögel hat Bedeutung und wirkt nachhaltig auf unser Gehör: denn hier kommt die Empfindung zum deutlich musikalischen Ausdruck. Das Gezwitscher hingegen ist, wenn nicht seichtem Geschwätze, so doch dem unerquicklichen Parlando in den Recitativen italienischer Musikstücke vergleichbar.

Wir haben oben erwähnt, daß der Gesang bei dem Vogel, wie das Genie und Talent bei dem Menschen, ein freies Geschenk der Natur, etwas Angeborenes sei. Nur ist die Begabung der Singvögel etwas Unmittelbareres, Unveränderlicheres. Von Glied zu Glied, von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht erbt und singt sich die Weise fort. Schon im Neste hört der junge Vogel den Gesang des Vaters neben, um und über sich. Er übt ihn frühzeitig ein in der Einsamkeit von Flur und Wald, welche Epoche der Vogelsteller so sinnreich das „Dichten“ nennt. So bildet der Gesang sich bei dem Vogel schon im ersten Sommer in seinen Grundelementen aus, bis er im nächsten Lenze in seiner ganzen Ursprünglichkeit der jungen Kehle entströmt. Eine deutliche Folge des unmittelbaren Empfangens der jungen Vögel von dem Gesange des Vaters ist die gewöhnlich größere musikalische Vollendung der ersten im Vergleiche zur zweiten Brut, bei welch' letzterer der junge Vogel das Lied des Vaters selten, weniger ausgeprägt oder gar nicht mehr hört und erst später in südlicheren Gegenden die immer mangelhaftere Ausbildung empfängt. Aber nur in der freien Natur kann der Vogelgesang überhaupt zur Vollendung kommen; nimmer erlangt der junge Vogel, auch bei der sorgsamsten Erziehung in der Gefangenschaft, jenes entzückende Himmelsgeschenk, dessen lebendiger Born die Freiheit ist. Nur aus diesem trinkt er das Lebenswasser seines Gesanges; wo er dies entbehrt, verkümmert der Keim seines Liedes. Der Sänger der freien Natur verhält

sich zu dem Pflegling der Stube und des Käfigs, wie der Mann der Unabhängigkeit zum Sclaven, wie das Genie zum talentlosen Stümper.

Auf den ersten Anblick mag es wohl befremden, daß blos den männlichen Singvögeln der musikalische Trieb innewohnt und die Weibchen unter diesen befiederten Wesen, wie in ihrem Aeußeren, so auch noch in der seelischen Begabung, gegen die Männchen zurückstehen. Diese von vornherein stiefmütterlich scheinende Gabenaustheilung der Natur verliert aber bei näherer Betrachtung des Vogellebens viel an Willkürlichem und Widerspruch. Wir sehen, daß dem weiblichen Individuum vorzugsweise das Nisten, öfters sogar allein die Sorge für die Jungen verbleibt; obgleich wir auch wiederum finden, daß hin und wieder der Gatte einer besonders häuslichen Sängerart theilweise der Gattin brüten hilft, viele Männchen aber auch beim Auffüttern der Brut sich eifrig betheiligen. Im Allgemeinen aber scheiden sich die Richtungen beider Geschlechter entschieden auf die eine und andere Seite: die des Weibchens ist vorzugsweise den Sorgen des Lebens, der Entstehung, Erhaltung und Ausbildung der Jungen, die des Männchens dem sorgenlosen Götterleben des Singens zugekehrt.

Grundbedingung zur Erweckung des Gesanges ist Wohlbehagen, Anregung. Der singende Vogel ist in dem höheren Zustande geistiger und körperlicher Harmonie, und in dieser glücklichen Gleichmäßigkeit erhebt er sich zu den Göttern. Die schmetternd und trillernd aufsteigende Lerche strebt nicht blos körperlich zum Himmel; Jubel und Wonne tragen ihre Seele zur Höhe, wohin die luftige Schwinge ihren Körper hebt. — Sehr irrig aber wäre trotzdem die Annahme, daß dem Vogel im Käfige die wonnige Empfindung, jene Mutter des Gesanges, völlig mangle. Nein, sobald sich der befiederte Gast nur erst an sein Gitter gewöhnt hat, stellt sich bei ihm auch Lust und Hang zum Singen ein. Und in der That! jeder Wildfang — d. h. jeder aus dem Freien eingefangene ausgebildete Vogel — läßt sich mehr oder weniger bald nach seiner Eingewöhnung in dem Bauer vernehmen; viele Sänger sogar schon in den ersten Stunden oder Tagen ihrer Gefangenschaft.

Noch bliebe über die Zeit des lebendigsten und eifrigsten Vogelgesanges, sowie über seine Andauer bei den einzelnen Sängerarten etwas zu sagen. Die Jugendzeit der Natur, der Wonnemonat der Liebe unter unsrem Erdstriche ist es, wo die lebendige Schaar unter dem Himmel ihr Hallelujah

dem Schöpfer singt. Freilich ist Anfang und Dauer des Gesanges bei unsren Sängern sehr verschieden. Im Allgemeinen beginnen unter den südlich ziehenden Singvögeln bei ihrer jeweiligen Ankunft in der Heimath auch ihre Lieder, weil jeder Zugvogel gewöhnlich zu einer Zeit zum Vaterlande wandert, wo es ihn wirthlich und warm einladet zu Nahrung, Liebe und Gesang. Die uns nicht verlassenden Sänger, die sogenannten Standvögel, erheben fast ohne Ausnahme ihre Lieder am frühzeitigsten. Unter ihnen sind die Schwarzamsel und der Zaunkönig die ersten Verkündiger sonniger Tage schon im Hornung; dann folgt die zurückkehrende Feldlerche mit ihrem Lied der Frühlingsahnung auf der Scholle des Angers. Es belebt die Haidelerche die verlassene Halde; die Gärten durchschallt der Schlag des Edelfinken, der Wald ertönt von dem Vollgetön der Drosseln und nach und nach von den Liedern des Rothkehlchens, des Fitis und des Baumpiepers. Erst der Mai mit seinem Blüthen- und Blätterschmucke lockt die eigentlichen Sommervögel. Nachtigall und Grasmücke — unter diesen der Mönch schon als Vorbote im April — der rothrückige Würger und die zarten Laubvögel mit dem Pirole schließen den Reihen der großen Wanderung aus dem Süden. Selig und wonnig liebend und singend feiern alle ihre Heimkehr, durch ihre Gesänge wiederum Seligkeit und Wonne verbreitend. Aber das Lied der Lieder in der Natur, das der Nachtigall, ist leider das kürzeste von allen. Im Mai beginnend, verstummt es schon Ende Juni. Es lebt und stirbt mit der Liebe der Sängerin.

„Nur so lang sie liebten, waren sie.“

Der Gesang der Lerchen entzückt uns dagegen den ganzen Sommer über; oft schon im Februar anfangend, endigt er erst im August, und selbst noch im Spätherbst erschallen bisweilen Strophen der munter Rührigen wie Scheidegrüße aus den Lüften. Bei allen unsren befiederten Musikern aber ist die Zeit der Minne der Höhepunkt ihres Gesanges, und was Wunder! wenn hier eine Götterempfindung die andere weckt. — — Ob wohl unsere Lieblinge auch in der Fremde jenseits der Berge und des Meeres singen? Diese Frage — scheint es — beantwortete sich schon dem natürlichen Gefühle nach. Indeß auch die Erfahrung bestätigt unser Ahnen, daß die süßen Melodieen der Heimathfernen verstummen und höchstens der selige Strahl der Erinnerung an das Vaterland den Kehlen wie im Traume eine halblaute Liedesstrophe oder ein Zwitschern entlockt.

Wir wiederholen es: eine der herrlichsten Entfaltungen des Naturlebens ist der Gesang der Vögel. Deren werden belebt durch seinen Zauber, und oft strömt Trost und Frieden in die kranke Seele des Menschen bei dem Klange der Melodieen dieser Himmelskinder. In jedem empfänglichen Gemüthe klingen deshalb auch die Saiten sympathetischer Liebe auf für diese lieblichen Geschöpfe. Diese Liebe, pflegen und hegen wir sie fort und fort zur Erhebung und Läuterung unsrer Seelen!

„Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bittrem Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.“

A. M.

Erste Abtheilung.

Originalsänger.

Wie in den Reihen der Musiker und Dichter das Originalgenie von dem blos wiedergebenden und umbildenden Talente unterschieden wird, so kann man füglich auch unsre befiederten Musiker der Natur nach ihrem ursprünglichen Gesangsvermögen als Originale oder Originalsänger, und nach ihrem vorherrschenden Talente, Fremdempfangenes getreu oder mehr und minder verarbeitet wiederzugeben, als Potpourri-Sänger (Reproducirende) oder Mischer betrachten. Die Originalsänger allein sind die eigentlichen Urbegabten. In ihrer Seele liegt jener Urkeim der Poesie, aus dem sich der Blüthenbaum des Gesanges in jeder Gattung und Art mit seiner besonderen Ausprägung entwickelt. Jede Sängerart hat bei allem Reichthum an Veränderungen und Tonbeugungen ihren eigenthümlich musikalischen Grundton, ihre charakteristische Liederform; ja ganze Gattungen drücken in ihren Gesängen das vorherrschende Temperament und Wesen ihrer Arten aus. Die raschen, feurigen Finken — soweit sie vorherrschend Singbegabung besitzen — und alle Grasmücken sind Allegro- oder Presto-Sänger. Ferner gibt es solche, die vorzugsweise das Largo, Adagio oder Andante ihrer lyrischen Stimmung zu Grunde legen, wie die schwerfällige Misteldrossel, die wehmüthige Amsel und das elegische Rothkehlchen, oder die aus dem Allegretto seliger Freude in ein Diminuendo der Wonne oder des Sehnens versinken, wie der liebliche Fitis und der sanfte Baumpieper, oder endlich solche, die sich an gar kein Tempo binden, wie der Pirol und theilweise die Singdrossel mit ihren recitativischen Waldrufen. Wieder andre — und dies sind die vorzüglichst Begabten — vereinigen in ihren Gesangesstrophen mehr

oder weniger jedes Tempo und jeden Rhythmus, sowie ein abwechselndes, reiches Gefühl. Der Alles beherrschende Gesang der Nachtigall durchtönt den Schwung der Ode bis zum dramatischen Pathos, der treffliche Drosselschlag schweift vom einfachen Waldesrufe hin zum dithyrambischen Uebermaß, und das Lied der unermüdlichen Lerchen schwebt vom lieblichen Idyll in den Himmel der Hymne. — Aber wir wollen die Begabung dieser Götterkinder nicht weiter zerlegen. Wünschen wir ja doch nichts angelegentlicher, als daß den nachfolgenden Schilderungen die Kraft innewohnen möchte, jene schönen Eigenthümlichkeiten unsrer Singvögel, womit sie die vaterländischen Fluren und Wälder beseelen, lebhaft vor den Leser zu bringen. A. M.

Die Nachtigall. (Motacilla luscinia. L.)

(Von K. M.)

Siehst du des Buchenwaldes junges Grün,
Und drunter leuchtend gelb die Weiden blüh'n?
Hörst du den tiefen, sehnsuchtsvollen Schlag? —
Das ist der erste Nachtigallentag.

Spürst du von Süden her den milden Zug?
Den Duft, den er von fern' herübertrug?
Empfindest du das ahnungsvolle Weh'n? —
Das ist der Erde selig Aufersteh'n.

Siehst du, wie sich des Jünglings Auge hellt
Im Strahle einer tiefen inn'ren Welt?
Siehst du der Jungfrau Freudenthränenblick? —
Das ist der ersten Liebe himmlisch Glück.

Fühlst du nicht selbst im eignen Busen tief
Ein flammend Feuer, das nur scheinbar schlief?
Belebt dein Herz nicht neue Leidenschaft? —
Das ist des Frühlings ew'ge Wunderkraft.

Ein Auferstehungslied habe ich dir, lieber Leser, gesungen, um dich von vornherein in die Stimmung zu versetzen, welche der erste Nachtigallentag im Herzen des gefühlvollen Hörers bereitet. Denn ein Auferstehungslied ist auch das Lied der erhabenen Königin unter den befiederten Sängern des Erdkreises. Die ganze Wonne des erwachenden Frühlings schwebt verkörpert auf den reinen Tonwellen ihres Liedes zum Herde menschlicher Empfindung, zur Werkstätte der süßesten Geheimnisse, tief in die wunderbare Menschenbrust. Ihr Jubel entzückt wie der junge Tag im Frührothglanze; ihre Klage stirbt sanft wie verglimmende Abendsonnengluth und haucht in die Seele weiche Melancholie; ihr Zauber öffnet wie Mondnacht die Pforte der

schönen Traum- und Mährchenwelt. Seelenvoll und hinreißend wie Orpheus' Laute, erobert sie alle Herzen mit dem Reichthum ihrer Wundertöne, so daß außer dem blutsverwandten Sprosser kein Vogel der Welt mit ihr zu vergleichen ist. Man wäre geneigt, Heine's Wort: „Im Anfang war die Nachtigall" – in der Weise gelten zu lassen, als hätten sich alle andern Vögel von ihrem Gesange reinen Ursprungs und wahrer Originalität Ton und Lied erborgt. Majestät und Würde, Anmuth, Zartheit und Eleganz, Fülle und Stärke des Klangs, ergreifende Rührung und reiche Abwechslung – das Alles ist im Schlage der Nachtigall vereinigt. Seine Wirkung auf das menschliche Gemüth ist theils Entzücken, theils wehmüthige Sehnsucht, theils süßer Friede, der die streitenden Gefühle versöhnend auflöst. Wer findet es nicht natürlich, daß ein solcher Vogel eine große Rolle spielt im Reiche poetischer Gestaltung? Kein lyrischer Dichter kann ihrer Erscheinung widerstehen, sie muß gleichsam ihren Jubel und ihre Klagen hineinhauchen in den lyrischen Erguß, um die Wirkung zu vervollständigen. Neuverlobte oder Neuvermählte genießen gerne ihr Glück da, wo Nachtigallen sie umgeben; müde Wandrer lauschen ihren Weisen, die ihnen wie Stimmen aus der Heimath klingen und die Einsamkeit und Beschwerde ihres Weges versüßen; der von Liebe berauschte Jüngling hört in ihrem Liede die Verkündigung seines Glücks, der Verschmähte dagegen die Klagen seiner trauernden Seele. Ich meine, selbst der Bösewicht, der im Dunkel der Nacht auf Arges sinnt, müsse in ihrem Schlage den Metallschlag seines Gewissens und in ihren Klagen diejenigen seines ausersehenen Opfers hören.

Am herrlichsten ist der Nachtgesang der Nachtigall. Im Mai, wo die verjüngte Natur mit kräftigen Zügen Wonne athmet, wo Alles dem Himmel zustrebt, und auch das Menschenherz mit hineingezogen wird in das Ringen nach neuem Leben, neuer Freude und Seligkeit, – im Mai, wann in stiller, duftender Nacht der Mond sein Silber über Bäume und Gebüsche hinstreut: da erst entwickelt die Nachtigall ihr Lied in seinem ganzen Umfang und seiner zaubrischen Wirkung. Es ist zuweilen, als ob der Augenblick ihr neue Empfindungen einhauche, denn neue Formen bildet plötzlich ihre ringende Kehle; ja, ich wage es zu behaupten, daß überwältigende Empfindung sie zur Productivität im Gesange befähigt. In Worten ihre Töne ausdrücken zu wollen, wäre ohnmächtiger Versuch. Was ich sage, gilt darum auch nur Kennern der Nachtigallen, und unter ihnen werden mich nur die-

jenigen ganz verstehen, die auch Shakespeare's merkwürdige Worte begreifen:

„Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selber,
Den nicht der Einklang süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrätherei und Tücke;
Die Regung seines Sinns ist schwarz wie Nacht,
Und seine Lüste dumpf wie Erebus. —
Trau' keinem Solchen!“.

Es kann nicht anders sein, das Lied der Nachtigall ist tief empfunden, in ihm offenbart sich schlagend ein Seelenleben. Aber es muß draußen im Freien gehört werden, wenn es nicht an seiner Wirkung verlieren soll. Im Zimmer, wie sehr es auch zur Winterzeit erfreut, macht es lange nicht den Eindruck. Dennoch werden leider alljährlich viele Nachtigallen gefangen.

Es ist wahr, neben ihrem Gesange gefällt uns ihr schlanker Leib, ihre anmuthige, nobele Haltung, ihr großes, feuriges Auge und ihr zutrauliches, munteres Wesen. Schönheit der Farbe zeichnet sie jedoch nicht aus, denn ihr Rücken ist graubraun, ihr Unterkörper mehr oder weniger vorherrschend schmutzig oder hellweißlich, ihr Schwanz, den sie häufig auf- und niederschlägt, rostroth; Schnabel und Füße sind hell hornfarben. —

Schade, daß unsere Wälder und Gärten immer seltner von Nachtigallen besucht werden. Viel ist hieran die steigende Cultur schuld. Das Abholzen der Gebüsche und die häufigen Veränderungen, denen unsere Waldanlagen unterworfen sind, entfremden sie uns. Dazu kommt, daß ihre Vermehrung, da sie nur einmal im Jahre nisten, gering, und ihre Brut der Zerstörung durch Feinde vielfach ausgesetzt ist. Endlich ist auch die Leidenschaft der Vogelfänger und Nachtigallenhändler eine Hauptursache ihrer Abnahme. Es gibt unter diesen Vogelstellern viele, die von einer wahren Sucht ergriffen werden, wenn sie den Schlag einer Nachtigall hören; ihre Brust hebt sich von ungestümem Pochen des Herzens; ihr Angesicht röthet sich tief vom aufwallenden Blute; ihr Blick nimmt etwas Wildes an. Sie sehen und hören nichts weiter, über Hecken und Mauern dringen sie in fremdes Eigenthum ein, um des Vogels habhaft zu werden. Es ergreift sie in solchen Augenblicken weniger eine Erwerbsucht, als vielmehr ein unwiderstehlicher Drang, den sie sich selbst nicht erklären können. Es ist, als reite sie der leibhaftige Teufel.

Viele Nachtigallen gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft. Doch ist ihr Betragen unmittelbar nach dem Einsperren ein sehr verschiedenes.

Manche sind so ungestüm, namentlich Nachts, daß es eine Sünde wäre, sie gefangen zu halten. Andere fühlen sich augenblicklich im Käfige wie daheim und fangen sogleich an zu schlagen, ohne daß man ihnen ein Tuch vor das Drahtgitter zu hängen braucht. Ich habe sogar eine frisch eingefangene Nachtigall im Tuche eines Vogelstellers schlagen hören. Wieder andere lassen sich mehr oder weniger schwierig nach und nach an die Gefangenschaft gewöhnen. Ein zweiter Umstand, der sehr bestimmend auf den Kenner und Liebhaber der Nachtigallen wirkt, ist der außerordentliche Abstand des Schlags unter den einzelnen Exemplaren. Dieser macht sich in der Fülle, Stärke, dem Umfang und Ausdruck des Tons sowohl, wie im Reichthum, der Schönheit und geschickten Verschmelzung der Touren geltend. Auch kommt es sehr darauf an, ob eine Nachtigall mit ihrem Gesange lange Zeit anhält und ihn täglich fleißig vorträgt, ob sie nur Tags oder Nachts schlägt, oder ob sie Beides thut. Im ersteren Falle heißt der Vogel in der Vogelstellersprache ein Tagvogel, im zweiten ein Nachtschläger; Repetirvogel hingegen im letzteren Falle. Unter den Nachtschlägern gibt es oft vorzügliche Schläger und sind dieselben selten und besonders von Liebhabern geschätzt. Mit zunehmendem Alter ändert die gefangene Nachtigall zuweilen ihre ursprüngliche Gewohnheit, eine ganz bestimmte Zeit im Jahre zu singen. Eine alte Nachtigall sang bei mir im sechsten Jahre ihrer Gefangenschaft vom März an bis zu Anfang des September, während sie früher schon im Juli endigte. Im folgenden Jahre hielt sie mit dem Schlage sogar bis zum 15. September an, wonach erst ihre Mauser eintrat. Im letzten Jahre ihres Lebens schlug sie noch im Oktober, konnte nicht zur Mauser kommen und starb im December.

Gegen Ende Aprils kommt die Nachtigall in unseren Gegenden an und verkündet sogleich ihre Ankunft durch liebliche Lock- und Knarrtöne und durch ihren auffallenden Schlag. Unklar bin ich darüber, ob das nachfolgende, fünf bis acht Tage später anlangende Weibchen schon vorher mit dem Männchen gepaart war, oder ob die Bekanntschaft erst jetzt gemacht wird. Ich habe große Neigung, Ersteres zu behaupten, und glaube, daß ein und dasselbe Paar jährlich am alten Wohnplatze sich wiederfindet, wenn nicht störende Einwirkungen ihren Plan vereiteln. Verunglückt das Weibchen, dann sucht sich das Männchen womöglich eine andere Gefährtin zu erobern, vorausgesetzt, daß die Jahreszeit nicht zu weit vorgerückt ist.

Die Liebe des Männchens zum Weibchen ist leidenschaftlich, so daß es oft stundenlang mit geringen Unterbrechungen dasselbe vor sich hertreibt, wobei auch letzteres mitunter schöne, melodische Töne, namentlich aber auch einen meckernden Ton, ähnlich wie die Ziege oder die große Becassine, ausstößt. Herrlich ist der Wettgesang zweier sich begegnender, in kämpfende Stellung gerathener Männchen, die sich zu überbieten streben. Oft besteht der ganze Streit nur in diesem musikalischen Wetteifer.

Während des Singens sucht sich die Nachtigall gerne einen erhöhten, freien Standpunkt aus. Ist sie von beliebter, vortrefflicher Art, dann läßt sie selbst beim Suchen nach Nahrung, ja sogar während des Flugs bisweilen, einzelne Touren hören. Sehr geschickt weiß sie sich bei Nachstellungen dem menschlichen Auge zu verbergen. Viele sind freilich so arglos, daß sie den Anblick der Menschen nicht scheuen. Dies ist vorzüglich in der Nähe der Wohnungen der Fall. In Waldungen, in selten besuchten Revieren, habe ich aber sehr scheue und vorsichtige Nachtigallen gefunden, die jedoch dem Mehlwurme nur dann zu widerstehen vermochten, wenn ein Mißstand es verschuldet hatte, daß sie dem zuschlagenden Schlaggarn entkommen waren. Mißtrauisch gemacht, wagten sie entweder nicht mehr anzubeißen, oder sie suchten, über das Garn hinflatternd, den Mehlwurm zu erhaschen, wodurch sie dasselbe jedesmal zuschlugen, ohne gefangen zu werden. Auch habe ich die Beobachtung gemacht, daß, obgleich die meisten Männchen augenblicklich dem nachgeahmten Lockton antworten, es doch einzelne gibt, welche dies nur selten und, sobald sie den Feind bemerkt haben, nicht mehr thun. Ich will nicht behaupten, daß dies immer Folge von Furcht und Mißtrauen ist, denn auch in der Gefangenschaft antwortet zur Singzeit das eine oder andere Männchen dem Locktone durch einen gleichen oder durch einzelne Gesangsstrophen, während ein drittes sich gar nicht darum kümmert.

Man nimmt fortwährend, wie bei andern Vogelarten, so auch bei den Nachtigallen nicht blos im Betragen, sondern auch in der äußeren Gestaltung mehr oder weniger auffallende Unterschiede wahr. Ich will hier nur in Bezug auf die Kopfbildung der Vögel überhaupt die Thatsache anführen, daß die weniger entschiedene und runde Form bei dem jungen Vogel vorherrscht, während den älteren eine ausgeprägtere (scharfe und eckige) Schädelgestaltung kennzeichnet. Man bemerkt diese Abweichungen sogar in der ganzen Körpergestaltung bei allen Thieren, und wir lassen, auf diese Thatsache gestützt,

die Richtigkeit einer Unterscheidung der Vögel nach Schädelbildung und anderen noch unbedeutenderen äußeren Abweichungen dahingestellt sein.

Merkwürdig ist die Verschiedenheit des Schlags der Nachtigallen je nach den Gegenden. Es zeigt sich da, möchte ich sagen, dasselbe, wie bei unserem Dialekte, wiewohl im Grunde das Charakteristische immer bleibt; ihr Schlag ist und bleibt eben immer der Nachtigallenschlag, wie unsere Sprache die edle, klangvolle deutsche.

Schattige Buchenschläge, untermischt mit anderen Holzarten und Oberständern, am Felde oder an Wiesen gelegen, lieben die Nachtigallen sehr, zumal wenn ein Bächlein mitten durch oder d'ran her rieselt. Eben so willkommen sind ihnen englische Anlagen. Ihr sehr tiefes Nest von dürren Blättern, Würzelchen, Halmen und Haaren bauen sie meistens tief auf einen Strunk, gut verborgen. So lange das Weibchen brütet, singt das Männchen fleißig und trägt ihm treulich Käferchen, Raupen, Nachtschmetterlinge, Spinnen und andere Insekten zu. Täglich verläßt das allein brütende Weibchen auf kurze Zeit die Eier, um sich auszuspannen und zu erholen. Still treibt es sich dann in der nächsten Umgebung des Brutortes umher, putzt und ordnet geschäftig die Federn, streckt die Füße abwechselnd weit nach hinten zugleich mit den Flügeln aus und fängt sich im Vorübergehen einige Insekten. Sobald aber die Jungen einige Tage ausgekrochen sind, gibt es in ängstlich hervorgestoßenem, warnendem „Uit" seine Besorgniß kund, und dieser Ton wiederholt sich in immer kürzeren Zwischenräumen, je drohender die Gefahr wird. Das Männchen stimmt dann hastig in den Angstruf ein. Ich glaube, daß durch dieses häufige Rufen der Alten, auch ohne daß ein verdächtig scheinender Gegenstand sich nähert, manche Katze aufmerksam gemacht und so zum Ausspüren des Nestes oder der ausgeflogenen Jungen gereizt wird. Sie sind Verräther ihrer eignen Brut.

Mit emsiger Sorge und Zärtlichkeit werden die Jungen von den Eltern aufgefüttert. Das dem Neste entflogene Junge hat irgendwo auf einem Zweiglein im Busch oder auf dem Boden im Gras oder Laub ein sicheres Plätzchen gefunden und empfängt unter Schnarren die ihm häufig zugetragenen Insekten. Zu dieser Zeit ähnelt es sehr mit seinem dunkelpunktirten rostfarbenen Kleide im Aeußeren und auch in der Stimme den jungen Baumrothschwänzchen.

Die Familie bleibt nicht lange vereinigt. Wenn die Jungen einigermaßen selbstständig geworden sind, trennen sich die Eltern von ihnen, und die Geschwister selbst vertheilen sich in die verschiedenen Büsche, wo sie später an schönen Augusttagen ihre Gesangübungen halten. Manche wandern stundenweit und lassen sich dort an geeigneten Stellen nieder, so daß an Orten, wo nie der Schlag der Nachtigall gehört wird, plötzlich im Juli schon eine junge Nachtigall erscheint. Sehr unbeholfen zwängen die jungen Männchen die Töne hervor, so daß weder ihr leises Gezwitscher, noch auch die zuweilen scharf und laut ausgestoßenen Strophen ihre künftige Größe verkündigen. Fängt man einen solchen Stümper, dann bleibt er es sein Leben lang. Sein Gesang entwickelt sich erst drüben unter milderem Himmelsstrich und später im Frühjahre auf dem Rückzuge in die Heimath zur Vollendung. Man erkennt hieraus, wie die Freiheit mächtig auf die Entwicklung des Individuums, auf die Ausbildung seiner Anlagen einwirkt, ja wie sie dieselbe bedingt. Unersetzlich bleibt ein naturgemäßes Leben; keine Kunst, keine Pflege vermag dem seiner Freiheit beraubten Geschöpfe alle Bedingungen einer vollkommenen Entfaltung seiner Ursprünglichkeit zu bieten.

Die alten Nachtigallen werden während der Mauser, die hauptsächlich im August stattfindet, oft gar schwach und elend. Sie halten sich deshalb äußerst still und verborgen. Um diese Zeit lieben sie rothe Hollunderbeeren, wenn auch nicht in dem Maße, wie die graue oder schwarzköpfige Grasmücke. Auch nehmen sie — wie ich dies an meiner jetzigen Nachtigall und meinem Rothkehlchen wahrgenommen — gierig schmal geschnittene Stückchen rohen Fleisches an; es hält sie kräftig und ist ihnen Leckerbissen. Beim Darbieten dieser Kost fällt die Nachtigall jedesmal schreiend darüber her. Schwarze Hollunderbeeren verschmähen sie auch nicht, allein bei deren völliger Reife im September nehmen sie schon Abschied von unseren herbstlich werdenden Thälern. Die Herrlichen sind auf einmal verschwunden, und dem nach ihnen sehnsüchtig Fragenden möge die Strophe unsres Schiller antworten:

> „Willst du nach den Nachtigallen fragen,
> Die mit seelenvoller Melodie
> Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
> Nur so lang sie liebten, waren sie.“

— —



Die Singdrossel.



Die Singdrossel (Turdus musicus. L.) und ihre bedeutendsten Verwandten.

(Von J. M.)

Was bringt aus Frühlingssturm so laut und schön? —
Willkommen du, o Waldesvollgetön!
Du Drossel singst, nun hat es keine Noth,
Du rufst den Lenz und schlägst den Winter todt.
O mächtig süße Meist'rin, musicir',
Und weck' aus tiefem Schlaf das Waldrevier!

Und sieh! der Birkwald regt sich dämmergrün
Und will im Wipfel schon der Haft entflieh'n;
Und horch! es springt vom Felsen silberhell
Aus seinem Winterschlaf des Berges Quell.
Es klingt und singt der ganze Wald und ach!
Tief in der Menschenbrust wird's lenzeswach: —
Der erste Frühlingshauch das Herz durchzieht
In deinem süßen Schall, o Drossellied!

Der erste Frühlingssturm — das erste Lied der Singdrossel — wer öffnete ihnen nicht die Brust und fühlte den Schnee der winterlichen Oede und Traurigkeit nicht zerrinnen, das erste Grün der Hoffnungsknospe darin nicht schwellen? Ihr süßer Klang durchzieht die ganze Natur und dringt mächtig zu allen Menschenherzen. Aber vor Allen ruft sie euch an, dich Wald- und Bergbewohner und dich glücklichen Jäger! Wenn der stürmende Jüngling Stamm und Aeste der Wälder faßt und sie bis tief in's Mark und die Wurzeln hinein aus der Erstarrung rüttelt, daß sie gähnen und dröhnen und rauschen; wenn sich die Drossel in den luftigen Armen des Frühlings über die Alpen landein in ihren brausenden heimathlichen Forst schwingt und ihm seine schallende, tönende, seine eigenste Poesie wiedergibt: o wie rührt und frischt das die echte Wald- und Weidmannsbrust! Denn der Drosselschlag weckt im Jäger das Gefühl einer doppelten Lust: in den ersten Frühlingsrausch mischt sich der poetische Zauber der Schnepfenjagd, da die Singdrossel auch die Ankunft der Waldschnepfe verkündigt. Wohl kenn' ich ihn, jenen Weidmannsfrühlingsrausch, jenes Erwachen der Waldpoesie! Wie viel hundertmal bin ich ihn gegangen, den unvergleichlichen Gang zum Schnepfenstrich! Und wie lebendig verschmilzt mit dieser Jagd das erfrischende

Abendconcert unsrer Singdrossel! Wahrlich! ich mein' ihn eben zu hören, den schallenden, waldesprächtigen, echoweckenden Wettgesang; — ich steh' in der Erinnerung, wie im Abenddämmer des Waldes beim Vorbeginn des Schnepfenstrichs. Tief, voll und markig schallt's aus den Kehlen der Meister des Reviers, daß alle andern Zwitscherer und Sänger darin verstummen müssen. Du führst das Scepter der Waldesmelodie, du bist die singende Königin der Gebirge. Ja, wie der Wald, so auch das Lied der Singdrossel. Tiefschattig wie der Schauer unter seinem Laubdache und die dunkle Moosquelle seiner Bergschluchten ist die Tiefe der vollen Töne. Hell lachend und blendend wie der Tag auf den Lichtungen des Haines, hebt sich warm und glitzernd das Silbergetön und Gezwitscher der höheren Strophen von dem Grundtone des Schlages ab. Und wie der wilde Bergquell unstät und abwechselnd von Fels zu Fels springt und seinen Schall hier erhebt und dort begräbt; wie das wehende Waldeshaupt das Himmelslicht bald enthüllt, bald bedeckt: so unterbricht sich die Macht in dem Liedessprudel der Kehle jeden Augenblick, eben sich in die Tiefe und Nacht seines melodischen Bettes stürzend, um nun wirbelnd und klingelnd in den Tag seiner Hochtöne zu steigen.

Die beiden äußerst scheuen Blutsverwandten der Singdrossel, die Schwarzdrossel oder Amsel (T. merula. L.), sowie in hohen Gebirgswaldungen auch zuweilen die Misteldrossel (T. viscivorus. L.) hört der Jäger denn auch an den Frühlingsabenden oder in der Frühdämmerung. In den Pausen des Singdrosselconcerts ertönen laut die kurzen, schwerfälligen Strophen der letzteren ernst und trübe, wie der Fichtenwald, aus dem sie dringen, und worin der Vogel in derbem Neste unter den sogenannten Ganzvögeln die größte Sorte europäischer Drosseln für den Herbstfang ausbrütet. Ingleichen entsteigt heimlich einem fernen Dickichte das melancholisch flötende Lied der Amsel in langsamer Cadenz zum scheidenden oder grüßenden Himmelsblick. In der Abwechselung mit dem feurig belebten Drosselschlag gehört, bewegt die sonst etwas monotone Weise mit eigenthümlichem Sehnen das Gemüth. Ich lausch' ihm immer gerne, jenem ernsten Gesange der einsamen schwarzen Schwester, der mich wie das heimwehdurchzogene Lied einer Nonne anwandelt. Ein süßes Geheimniß, das mit dem Gefühle ringt und doch nicht zum lebhaften Ausdrucke kommt, verbirgt die sanft Flötende wie unter dem Schleier wehmüthiger Entsagung, nur in einzelnen

Lauten der Klage einen Blick entschwundenen Glückes zeigend. Wir überlassen sie mit so vielen vereinsamten Klosterschwestern unter den Menschen ihrer elegischen Klage und wenden uns wieder der frischen, fröhlichen Singdrossel zu.

Wie im Gesange, so im Bereiten ihrer Wohnstätte schon im März rührig und thätig, vollendet sie ihr halbkugeliges, sehr festes und warmes Nest auf niederen Baumästen und größeren Büschen, auswendig mit Moos und Flechten, Zaserwurzeln und dürrem Gezweige, inwendig mit Lehm, Kuhmist und faulen Holzsplittern sorgfältig und glatt verkittet. Mehr gelehrte Spitzfindigkeit, als erfahrungsmäßiger, practischer Scharfsinn will in der Verwendung des feuchtfaulen, der Vermuthung nach Nachts phosphorescirenden Holzes zum Drosselneste die Veranlassung der altrömischen Sage de ave hercynia noctu lucente — vom nächtlich leuchtenden Vogel des Harzes — gefunden haben. Ganz abgesehen davon, daß diese Sage von einem leuchtenden Vogel, nicht aber von einem leuchtenden Neste spricht, wundert mich, daß die weisen Enträthsler dieser Fama sich nicht an ein ihnen viel näheres Orakel gewandt, nämlich an das Sinnbild der Weisheit selbst, an das Eulengeschlecht, vornehmlich an dessen größten Repräsentant, den Uhu. In dessen Augen wäre den gelehrten Herren wohl das gesuchte nächtliche Licht aufgegangen und damit der Ursprung der Sage klarer geworden. — In dem vollendeten Drosselneste finden wir gewöhnlich vier bis fünf, auf blaugrünem Grunde schwarzbraun gezeichnete Eier. Den in sechzehn Tagen abwechselnd von beiden Eltern ausgebrüteten und häufig schon Ende Aprils flüggen Jungen gewährt die dichte Wohnung guten Schutz gegen die oft noch scharf wehende Aprilluft. So härtet Wind und Wetter schon frühe die künftigen Sänger zu eigentlichen Waldbewohnern ab, und die Märzluft muß schon eine gewaltige Strenge annehmen, um die frischen, kräftigen Kehlen ja einmal zum Schweigen zu bringen. In solchen Fällen streichen sie, Wachholderbeeren, Würmer und Schnecken suchend auf Wachholderwüstungen, Wiesen und Triften umher, zerstreuen sich aber sogleich bei den ersten warmen Sonnenblicken wieder. Einmal gepaart, behaupten sie aber ihren gewählten Standort, und das Männchen singt dann in den vom Brüten freien Stunden unweit des Nestes auf einem Baumwipfel, oder trägt der Gattin Leckerbissen in Form von Larven, Würmern und Sommerwaldbeeren zu. Aeltere Vögel nisten gewöhnlich zweimal im Jahre, und

von solchen rührt auch meist der erste frühe Ausflug Junge her. So geht unter Sang und Klang die Brutzeit und Kinderpflege herum, und der Herbst ist da mit den Vogel- und Mehlbeerbäumen, seinen reifen Hollunderdolden, gesegneten Wachholderstauden und den einladenden Weingärten. Aber ach! auch die trügerische „Done" winkt in der Vogelschneiße, die „eingebundenen" Garne liegen zum Verderben verborgen auf dem Herde. Wehe dir, wackrer Sänger, wenn du von der „eingebeerten" (mit Beeren versehenen) Done, von den „Lock- und Ruhrvögeln" der Herde dich beirren lässest und nicht vorüberstreichst! Deine liederathmende, süße Kehle erdrosselt dann unbarmherzig die fühllose Schleife der Done, und dein noch so reiches musikalisches Talent hilft dir dann selten etwas, wenn du, unter der Schlagwand des Herdes, dem Daumendruck des Vogelstellers verfällst. — Das Wegfangen der geschätzten Waldfreundinnen grämt mich immer, da sie durch ihr schönes Talent zu viel höherem Genusse geboren sind, als der Vogelesser fleischliche Begierde zu stillen. Der echte Jäger rechnet es für Sünde, die Sänger zu erlegen oder wegzufangen. Eine doppelte Freude habe ich jedesmal, wenn ich einem Flug auf meinen Herden gefangener Singdrosseln die Freiheit wiedergeben kann, eine doppelte: einmal in dem Anblick raschen, frohlockenden Entfliehens der Thiere, zum andern in der freudigen Gewißheit, daß die einmal Kluggewordenen sich so leicht nicht wieder von einem Garne bethören lassen. In früherer Zeit noch ein Neuling auf dem Vogelherde, verwechselte ich Anfangs in der sentimentalen Sängerbeschützungshaft die im Gefieder der Singdrossel ähnliche Wein- oder Rothdrossel (T. iliacus. L.) mit ihrer Verwandten und ließ diesen zwitschernden Stümper einigemal fliegen, bis ein alter Vogelsteller hierüber die Hände hob und mit wässerndem Munde rief: „'s sind ja herzsaftige Winsel (Weindrosseln)!" Dabei deutete er auf das Dunkelorange unter den gelüfteten Flügeln einer von ihm noch Erhaschten und die zwei dunkelgelben Flecken an den Seiten des Halses, welche Färbung die Rothdrossel neben ihrer geringeren Größe von der Singdrossel hauptsächlich unterscheidet. Von da an prägte ich mir das Bild meiner holden Freundin Singdrossel fest ein, namentlich den breiten, bedeutenden Kopf mit dem an der Wurzel zusammengedrückten, vorn schwach umgebogenen Schnabel, ihre von der Schnabelwurzel beiderseits der Kehle herunterlaufenden, beim Männchen besonders breiten und schwarzen Streifen, die Zügel genannt, ihre hellorangefarbenen Unterseiten der Flügel

und die mit der Spitze nach oben gekehrten großen, dunkelbraunen Herzflecken auf hellröthlichgelbem Grunde der Brust, dieser breit- und hochgewölbten Liederwohnung; auch die weißgelbe Kehle und den weißen, eiförmig braunpunktirten Bauch, sowie besonders den charakteristischen Firnis- oder Seidenglanz des olivenbraunen Oberkörpers mit den rostgelben Flügeldeckfedernspitzen. Die kleinen, nur acht Zoll langen Rothdrosseln — mit den Singdrosseln in der Jäger- und Vogelstellersprache Halbvögel genannt — wandern aber nun auf die empfangene Vogelstellerlection hin sammt ihren talentlosen Basen, den Wachholder- und Misteldrosseln in „Spießen"*) — die Benennung für vier Ganz- oder acht Halbvögel — auf die Tafeln meiner verlangenden Bekannten, und auch ich bin dem saftigen, schmackhaften Wildpret der Rothdrossel, sowie dem aromatischen der Wachholderdrossel zuweilen gar nicht abhold. Dabei würzt mir das Mahl oftmals die Erinnerung an den doppelsinnigen Sarcasmus in der Antwort eines originellen Vogelstellers auf meine einstmalige Frage an ihn, was an den Weindrosseln denn Gutes wäre, und der lautete: „Nix als der Wein, den sie unser Einem aber nit mit auf den Herd bringen." —

Im Allgemeinen ist die Singdrossel ein scheuer und vorsichtiger Vogel; nur in ihrer Paarzeit unter dem Wonnerausch der Liebe und des Gesanges wird sie vertrauter und schlägt oft in der Dämmerung ganz in der Nähe des anstehenden Jägers. Ihre Lockstimme klingt „zipp", wovon sie auch den Namen Zippe und Zippdrossel trägt. Mehr affectvolle Bedeutung hat schon ihr amselartig spät Abends bei raschem Fluge in der Paarung ausgestoßenes „Bick" und manchmal eine an den Amselruf erinnernde Lärmstrophe, sowie ein halblautes „Dack" und ein leises, gezogenes „Sieh" beim Ansichtigwerden eines nahenden Raubvogels. Sie ist viel auf der Erde. Nach warmen Regen namentlich hüpft sie in weiten Sprüngen mit ihrer dunklen Schwester Amsel oft auf Waldwiesen und Schneisen, Regenwürmer und Insekten suchend, herum. Sie fliegt ziemlich rasch mit schnellem und wie bei der Misteldrossel hochaufwärts gehendem Flügelschlage flachbogig, oder kaum merkbar ruckweise, mehr wie sonst während der Minnezeit in der Dämmerung hin und her, auch sich mit andern zuweilen jagend. Wie

*) In manchen Gegenden Deutschlands hat man beim Drosselfang auch die Bezeichnung „Kluppe", auf welche man halb so viele Vögel rechnet als auf den „Spieß".

alle Drosselarten, erhaschen sie Raubvögel nicht selten; das zeigen die von den Räubern zerrauften Drosselfedernreste, welchen man häufig im Walde begegnet. Außer der Paarung hält sie sich dann auch ziemlich verborgen in den Gebüschen, und nur beim Gesange wählt sie erhöhte Punkte auf Baumwipfeln und Reideln. —

Aber wir verließen die Schwarzamsel, welche eben sowohl ihrer Originalität und Talente, als schon ihres Aeußeren wegen der Beachtung nicht unwerth erscheint. Ist sie doch, die einzige ihres Geschlechts, ein echt einheimischer Standvogel, der bei der bittersten Kälte und dem höchsten Schnee seine Heimath nicht verläßt, ein Sänger, der uns schon an schönen Februartagen seine Weise flötet, ein gelehriges, aufmerksames und kluges Thier, das durch alle diese guten Eigenschaften volksthümlich wie der Staar geworden ist. Der Stubenvögel liebende Handwerker und Landmann hält sie deshalb eben so häufig, als man sie mit Singdrosseln die Straßen der Städte in Käfigen beleben hört.

Noch früher im Jahre als die Singdrossel, ja mit am ersten unter unsren Vögeln fertigt sie ihr warmes Nest in einen Holzstoß, in dichtes Gebüsch oder auf Wurzelstöcke aus dünnen mit Moos, Flechten und Wurzeln von der gemeinen Haide untermischten Reiserspitzen, innen wie die Wohnung der Singdrossel mit Lehm oder andrer Erde verklebt und darüber noch mit Halmen und Würzelchen ausgelegt. Da die Eier ebenfalls viele Aehnlichkeit mit denjenigen der Singdrossel haben, so wird von dem Unkundigen bei dem sich stets sehr verborgen haltenden Amselpaare die Brutstätte leicht mit der seiner Verwandten verwechselt. Der Kenner unterscheidet aber Nest wie Eier sogleich von beiden Arten. Das Nest der Amsel ist größer und dicker, zwar gut und für die frühe Brut sehr schützend gebaut, doch weniger nett und, wie oben bemerkt, inwendig nicht glatt, sondern über der dünnen, nicht ganz bis zum Rande geführten Erdlage noch mit einem Polster von weicherem Materiale, gewöhnlich mit Haidewurzeln versehen. Die Eier sind dichter und heller gefleckt wie die der Drossel, auch marmorirt, und ihr Grundton ist weniger rein, vielmehr graugrün.

Man hat versucht, besondere Unterarten bei den Schwarzamseln zu bilden, namentlich eine große und eine kleine, die sogenannte Stock- oder Bergamsel, zu unterscheiden, und L. Bechstein — der sich übrigens zur besonderen subspecies (Unterart) innerhalb der Arten nicht hinneigt —

führt in seinem bekannten ornithologischen Werke die letzteren als von den Vogelstellern hochgepriesene Sänger an. Wenn ich auch schon mehrmals Schwarzamseln in Gebirgswäldern gefunden habe, welche ganz niedrig auf Stöcke und zwischen deren Wurzeln nisteten und alle sich als besonders begabte und fleißige Sänger ihrer Art bekundeten: so kann ich mich doch nicht für die Annahme einer besonderen Unterart unter den Amseln erklären. Ich fand vielmehr in Größe und Gestalt, Haltung, Lebensart, kurz dem ganzen Wesen dieser Vögel eben die Ausprägung der Amseln vertreten und den Umstand, daß gerade diese Bergvögel sammt ihren in Holzstößen nistenden Nachbarn besonders gute Sänger waren, nur mit der Erfahrung im Einklang, daß vorzugsweise das Gebirg die Virtuosen unter den Singvögeln aufweist. Mag es die tiefe Stille und Reinheit der Gebirgsnatur sein, die Abgeschiedenheit von jener „Cultur, die alle Welt beleckt". Wer will mich widerlegen, wenn ich auch hier — gerade entgegen dem menschlicherseits nur zu häufigen hohen Herabsehen zur Thierwelt — Goethe's Wort auf unsre „Brüder im stillen Busch" anwende?

„Es bildet ein Talent sich in der Stille".......

Mag man immerhin die auf Stöcke bauende Amsel volksthümlich Stock- und Bergamsel taufen, eine besondere Art ornithologisch aus dieser zu bilden, entbehrt meiner Erfahrung nach des sachlichen Grundes. Erst wenn bestätigt wäre — wie es bis jetzt meines Wissens nicht ist — daß gewisse Amseln ausschließlich nur auf Stöcke nisteten, und dieser Trieb sich auch auf die späteren Generationen immer fortpflanzte; andere Amseln aber diese Form des Nistens nie wählten, die ersteren Vögel sich auch außerdem noch durch abweichende Körpergröße, Gestaltung und besondere Singbegabung auszeichneten: erst dann wäre man berechtigt, eine Unterart „Stockamsel" zu bilden. Das blose Nisten auf Stöcken mag eine örtliche Neigung oder Gewohnheit einzelner Individuen, ja Familien sein; es läßt sich diese Neigung aber gewiß ganz natürlich damit erklären, daß sich der Amsel Nieder- und Mittelwaldungen, besonders auch verwahrloste Holzbestände mit Stockausschlag und knorrigem Wuchse viel häufiger im Gebirge, als in der Ebene zum Aufenthalte darbieten, und daß mithin der Vogel bei der veränderlichen Wahl seiner Brutstätte die gemeiniglich knotigen und astbeschützten Stöcke und Strünke in diesen Waldungen gerade so oft benutzt, als vorhandene Klafter-

holzschichten oder Reiserhaufen.*) Die Natur ist in ihren Gestaltungen nirgends unveränderlich oder pedantisch beharrlich, sondern individualisirt und variirt in ihrer großen Mannigfaltigkeit bis zum unbedeutendsten Geschöpfe, dem geringsten Gebilde herab. Und wenn Leibnitzen's Behauptung richtig ist, daß im Reiche der Natur nicht zwei ganz gleiche Blätter vorhanden seien: wer wollte es nicht eben so natürlich finden, wenn die individuelle Veränderung sich bis auf die Jungen jedes Amselnestes erstreckt? So weit wird und kann sich aber wahrlich nicht die ornithologische Unterscheidung innerhalb der Arten ausdehnen! —

Das ausgefiederte, neun und ein halb Zoll lange jährige Amselmännchen ist nobel sammtschwarz vom Kopf bis zur Zehe und hat keine weiteren Abzeichen, als den — bei alten Männchen immer schöner sich färbenden — gelben Schnabel und den gleichfarbigen Augenrand um die dunkelbraunen Augen. Die Färbung des schwärzlichen Schnabels der jungen Männchen beginnt allmälig im Vorwinter — bei den Exemplaren der zweiten Brut noch später — so daß der ganz gelbe Schnabel und die gleichfarbigen Ringe um die Augen im Allgemeinen erst Mitte oder Ausgangs Winters, also fast mit der Jährigkeit des jungen Vogels erscheinen. Das Weibchen trauert

*) Unter den erwähnten äußeren Umständen, welche den Vogel leicht veranlassen, von der gewöhnlichen Art und Form seines Nistens abzuweichen, die verschiedenartigsten Aufenthaltsorte zu wählen u. a. m., können wir durch unsre Beobachtungen bestätigen, daß die schwarzköpfige und graue Grasmücke an Orten, woselbst ihre Brut von Katzen und andern Raubthieren öfters zerstört wurde, anstatt nach ihrer gewöhnlichen Art niedrig und höchstens in Brusthöhe zu bauen, nunmehr ihr Nest auf kleine Bäume oder auf überhängende Zweige von höheren Bäumen, ja einmal sogar ein Schwarzkopfpaar fliegenfängerartig auf ein Weingeländer an einer Mauer, anlegte; daß Nachtigallen, Baumlerchen u. s. w. bei Nachstellungen, bei Veränderungen durch Holzhieb und Beschneiden in Wäldern und Gärten diese Bezirke ganz vermieden und an andere, von ihnen sonst nicht besuchte Orte übersiedelten. Ueberhaupt finden wir, daß der Vogel hinsichtlich seines Aufenthaltes, seines Nistens sich innerhalb gewisser Grenzen nach gegebenen äußeren Verhältnissen und Bedingungen richtet: das Thier steigt hier offenbar über den „Instinkt" hinaus zur Grenze überlegten Handelns. Aber ich hatte auch Gelegenheit, ein als Wildling gefangenes und später aus der Gefangenschaft entlassenes Rothkehlchen-Weibchen zweimal in einem Sommer während seines Nistens zu beobachten. Das erstemal baute das durch Zutraulichkeit sich auszeichnende und besonders durch eine weiße Feder im Schwanze kenntliche Thierchen ein oben offenes Nest in eine Lücke einer von Waldarbeitern erbauten Reiserhütte in mittlerer Mannshöhe; das zweitemal nistete es in einer Wurzelhöhlung mit seitlichem Eingange am Boden. Welche Verschiedenheit des Nistens ohne äußere Veranlassung! Und wie fehlte man, wollte man hierin ein Merkmal, eine Ursache zur besonderen Unterartbildung finden!

hingegen wie in Sack und Asche bei einem nonnenhaften Schwarzbraun des Oberkleides, eben so punktirter Kehle, sowie rostfarbenem und aschgrauem Anhauche des Unterkleides. Auch der Goldschmuck des Männchens fehlt und ist von dem Schwarzbraun der Demuth ersetzt. Die oft schon im März dem Neste halbflügge enteilenden Jungen ähneln der Mutter sehr und werden ihrer frühen Entstehung halber vom Volke Märzamseln genannt. Einen eigenthümlichen Anblick gewährten mir mehrmals einige mit noch nicht flüggem Volke vollgepfropfte Amselnester in niedrigen Stöcken, von meinem vorstehenden Hühnerhunde auf der Schnepfensuche aufgefunden. Das Schaustück sah beim ersten Anblick einem hellen Fladen oder Schwamme ähnlich, da die dichtgedrängte Nestsippschaft auf einmal Schnabel an Schnabel zu einem gelben Schlunde öffnete. —

Die Brut hat sehr viele Feinde an den Raubthieren, namentlich bei tiefem Stande des Nestes. Der Fuchs bis zum kleinen Wiesel herunter, das Geschlecht der Raubvögel, wie das der Eulen und Raben und selbst der große Würger (Lanius excubitor. L.) — alle stellen Jungen und Alten nach und zerstören nicht selten die Brut. Das scheue, vorsichtige Wesen bewahrt hingegen die alte Amsel vor den meisten Nachstellungen. Ihrer Wachsamkeit vertrauen aber auch viele Vögel: denn sie zeigt jedes sichtbar werdende Raubthier oder sonst ihr verdächtig Scheinendes zuerst durch ein leises „Tack, tack!" und dann beim Näherkommen des Ausgespürten mit ihrer lauten, scharfen Zank- und Schreckstrophe an, welche sich am Schlusse zu einem gellenden Crescendo hinaufwirbelt, wobei sie gewöhnlich aus den Büschen fliegt und noch lange unter starkem Schnellen ihres beweglichen, länglichen Schwanzes und Lüften der Flügel mit den Sylben „tack" und „bick" in der Nähe fortschimpft. Dem Jäger ist sie so neben dem Heher eine Verkünderin des heranziehenden Wildes; häufig verräth sie aber auch ihn. Bei harten, schneereichen Wintern rückt sie aus dem Innern der Waldungen in die Vorhölzer und nach den Feld- und Gartenhecken, in welchen sie sich — wie überhaupt das ganze Jahr hindurch — sehr verborgen hält, da sie weiß, wie schwer sie im Fluge Raubvögeln zu entgehen vermag. Sie hat verhältnißmäßig kurze Flügel und fliegt deshalb ungeschickt, wenig, immer mäßig hoch und geradeaus. Sie huscht gleichsam, und nur, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, stets den kürzesten Weg über Schneisen und das Lichte zur nächsten Dickung, als wenn sie echt

nonnenhaft das offene, bewegte Leben des freien Tages scheute. Nur versteckte Waldwiesen und heimliche Felder an Waldrändern besucht sie in der Morgen- und Abenddämmerung, seltener schon bei Tage. Wälder mit vielen jungen Dickichten sind deshalb ihr hauptsächlicher Aufenthalt.

Bei hohem Schnee im Winter beobachtete ich eines Tags in einem Obstgarten unweit eines Dorfes, wie ein großer Würger ein an faulen Aepfeln pickendes Schwarzamselmännchen packte und es durch Hacken mit dem Schnabel in kurzer Zeit taumelich und unfähig zum Auffliegen machte, so daß ich, hinzueilend, es decken konnte. Obgleich sich die Amsel nach und nach erholte und ihre vollen Kräfte wieder bekam, so ist es doch unzweifelhaft, daß sie ohne meine Dazwischenkunft der Würger getödtet hätte. —

Das Volk zieht gern die Amsel groß und pfeift ihr Lieder vor, welche sie mit ihrer reinen, tiefen Flötenstimme schön und genau wiedergibt. Auch lernt sie, jung in die Gesellschaft von Nachtigallen gebracht, Strophen derselben treffend wiedergeben. Wenn Oken im VII. Bande seiner „Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände“, Seite 57 anzunehmen scheint, daß die von Plinius erwähnte Drossel, welche die Gemahlin des römischen Kaisers Claudius, Agrippina, besessen und welche Worte gesprochen haben soll, eine Wachholderdrossel gewesen sei; so beruht dies auf einem offenbaren Irrthum. Es war der Vogel eher eine Blau-, Stein-, oder unsere Schwarzdrossel, welche ja alle drei jetzt noch der Nachwelt bisweilen den Beweis liefern, daß sie Worte nachsprechen lernen, die Wachholderdrossel aber gewiß auch zur Römerzeit die heutige ungelehrige, talentlose Krächzerin gewesen ist. —

Die Schwarz- und Singdrossel halten sich beide lange Jahre als Stubenvögel gesund und munter und nehmen mit jeder Kost vorlieb. Der Reinlichkeit wegen ist halb trockenes Futter nassem, namentlich in schnell säuernder Milch eingeweichtem vorzuziehen. Am besten ist das gewöhnliche Universalfutter von geriebenen Semmeln und Möhren oder mäßig mit Wasser angefeuchtetes Gerstenschrot, dem zur Abwechselung bisweilen Mehlwürmer und frische, wie getrocknete Beeren zugefügt werden können. Ein eigenthümlicher Geruch charakterisirt übrigens die Amsel, welcher in Wohnzimmern für feine Geruchsnerven störend wird. —

Eine südeuropäische Schwester der Schwarzamsel will ich wenigstens noch vorübergehend erwähnen, die Steindrossel (T. saxatilis. L.), weil

sie hin und wieder des Sommers von Italien herüber und aus den Alpen als Gast auch Deutschland besucht. Dieser Einsiedler, auch der einsame Spatz genannt, wählt bei uns besonders die alten Burgen und Felsen des Rheines zu seinem Aufenthalte, woselbst er sein Nest auf fast unzugängliche Felsen und in die hohen Löcher und Spalten der Ruinen baut. Der Vogel hat etwas Eigenthümliches, Heimliches in seinem Wesen. Im Käfig — woselbst ich ihn allein zu beobachten Gelegenheit hatte — sitzt er oft auf dem Boden, bei jeder Bewegung mit dem kurzen Schwanze ähnlich wie das Hausrothschwänzchen tremulirend, manchmal auch im Wesen an den Staar erinnernd. Das Gefieder des Männchens ist an Kopf und Hals schieferblau, auf dem Rücken braun; sein Schwanz und der in einen weißen Steiß übergehende Unterleib sind röthlichgelb, welche Färbung, verbunden mit der zitternden Bewegung seines Schwanzes, auch die Benennung großer Rothschwanz verursacht hat. Sie ist etwas kleiner, als die Rothdrossel, etwa sieben und einen halben Zoll lang, aber breiter, gedrungener. Ihr Gesang ist weniger stark, als angenehm, oft grasmückenartig und mit viel Fremdem vermischt. Der Vogel recitirt Strophen des Mönchs, der grauen Grasmücke, der Lerchen und anderer Sänger mehr, jedoch mit nettem und melodischem Vortrage, welcher in der Gefangenschaft häufig bei Kerzenlicht erklingt. Neugierde und Gelehrigkeit lassen das Thier vorgepfiffene Lieder bald nachpfeifen und zuweilen nach glaubhaften Aussagen selbst Worte erlernen, weshalb es auch ein gesuchter Stubenvogel ist. Als Wildling bekommt man diese Drossel aber selten, und die meisten in die Gefangenschaft kommenden sind aus den oft mit Lebensgefahr erbeuteten Nestern genommene aufgezogene Vögel, welche, obgleich vom Gesang anderer Stubenvögel entnehmend, doch meist nur Gezwitscher hören lassen und nie den melodischen Gesang der Wildfänge bekommen.

Eigentlich hätte die Charakteristik dieses Vogels unter den „Mischern" gegeben werden sollen; allein, da ich ihn nur kurz erwähnen wollte und konnte, so mag sein Bild sich hier blos als bescheidenes Seitenstück an das seiner als Sängerin viel bedeutenderen Waldschwester Singdrossel anreihen. —

Die Schwarzamsel bleibt, wie erwähnt, bei uns; als schlechte Seglerin käme sie auch langsam vorwärts und schwerlich über das Meer. Die Singdrossel aber zieht gewöhnlich im October etwas vor der nördlichen Wein

drossel, sowie den erst im November und später wandernden Krammetsvögeln und Misteldrosseln südlich.

Mögest du, Wandernde, den Nachstellungen der vogellüsternen Italiener entgehen! Mögen dich stets gute Stunden des launischen alten Poseidon hin und her über das wogengepeitschte Mittelmeer geleiten, um dich, Arion der Wälder, wohlbehalten in jedem Frühlinge deinen waldbesäten Bergen und deinen Freunden zuzuführen!

Der Pirol. (Oriolus galbula. L.)

(Von F. M.)

Ein ergreifendes Lied besteht oft nur aus einer kurzen, einfachen Melodie; eine lyrische Dichtung wirkt gerade durch ihre wenigen Strophen und ihren harmonischen Guß. „Wandrers Nachtlied" von Goethe ist nur ein einziger Nachthauch voll wunderbaren Friedens. Die Beziehungen zwischen der künstlerischen Form und der menschlichen Seele sind so innig, wie Geist und Nervensystem, wie Gemüthsbewegung und der Ausdruck des Auges. Und weil wir nur Formen bilden können aus dem Materiale der sichtbaren Schöpfung, so muß diese nothwendig in ihrem Leben mannigfaltiger Gebilde nicht blos mit dem thierischen Organismus des Menschen, sondern auch mit seinem Geistesleben verwachsen sein. Wie könnten wir uns sonst den Eindruck erklären, der uns beim Anblick einer großartigen Gegend bewältigt, oder über das Gefühl der Ehrfurcht uns Rechenschaft geben, wann der Sternenhimmel seine Majestät über uns ausbreitet, oder die Blitzesschnelle begreifen, mit der das Herz in seinen Tiefen erbebt beim ersten Gruß der Nachtigall? Wie natürlich ist daher des Indianers Vorstellung von einem Jenseits, wenn seine Seele nicht lassen kann von den Schauern der Urwälder und der Poesie der Jagd, sondern die Bäume in seinen Himmel hineinwachsen sieht und sich selbst mitten hineingestellt fühlt an die Seite der Tapferen seines Stammes! Unzählige Fäden ketten uns an die Natur, unzählige Schallwellen tragen uns den Brudergruß von allen Richtungen herzu, in unzähligen Lichtstrahlen werden uns die verwandtschaftlichen Züge aus der ganzen lebendigen Schöpfung zum Erkennen nahe gebracht.

Ein Gruß, der in unsre Seele dringt, eben weil er, einfach und heiter, aus der Tiefe der Brust kommt, ist auch der Ruf des Pirol, dessen einförmige Tonbewegung im eigentlichen Sinne des Wortes zwar kein Lied genannt werden kann, aber in seiner Wirkung die schwellende Seligkeit des Maisegens verkündet. An Stärke und Fülle sind die Töne des Pirol einzig in ihrer Art. Sie erinnern wohl an Flötentöne, aber es liegt in ihnen, ganz abgesehen von der größeren Kraft und Abrundung, eine so reine Ursprünglichkeit, so viel Naturwüchsiges, daß der Vergleich lange nicht ausreicht. Der ganze Vortrag des Vogels besteht meist aus drei verschiedenen und getrennten Strophen. Die erste Tonbewegung geht von einer mäßigen Höhe in drei Tönen abwärts, die Sylben „hideln“ in rascher Folge bildend, dann folgt ein noch etwas tieferer Ton, der sich zur Quinte im eiligsten Anschlag erhebt und in die alte Lage schleifend zurückkehrt. Die ganze Strophe läßt sich ungefähr mit: „Hideluaja“ bezeichnen. Die zweite Strophe besteht aus vier bis fünf Tönen, die in Quinten und Terzen auf und nieder springen. Die dritte endlich hat nur drei Töne, deren erster mittlerer Lage ist, deren zweiter die Terze nach oben, und deren dritter die Terze nach unten bildet. Letztere Tonbewegung ist im rechten Sinne des Wortes ein Ruf zu nennen. Der Charakter der ersten Strophe ist imponirend und gewissermaßen von würdevoller Haltung; der zweite Gesangestheil hat einen Anflug von Komik, der jedoch mit Anmuth und Innigkeit verbunden ist; der dritte Theil endlich ist neckender Art, um so mehr, da der Vogel sich dem Blick des Spähers immer vorsichtig und geschickt entzieht und bald von dieser, bald von jener Richtung her in den Wald hinein ruft. Das Gezwitscher, welches zwischen den lauten Strophen in einem Zuge fortgeht, ist scharf und unangenehm und nur in der Nähe des Vogels hörbar, dagegen ist das oft wiederholte: „Kräh — kräh!“ ein widerliches Geschrei, welches weithin ertönt.

Dieser Schilderung muß ich die Bemerkung beifügen, daß die einzelnen Tonbewegungen nach den Gegenden, wie bei dem Schwarzkopf die Ueberschlagsstrophe, wohl variiren, daß aber der Grundcharakter immer bleibt.

Ich sagte, daß dieser scharfsichtige Vogel sich dem Blick des Verfolgers geschickt zu entziehen wisse. Doppelten Reiz wird es darum haben, wenn wir einmal versuchen, ihm nahe zu kommen, um sein Prachtgefieder mustern zu können.

Der Mai hat uns süßen Duft, helles Grün, blauen Himmel, holde Sänger und unter ihnen auch den Pirol, den „Pfingstvogel“, gebracht.

Schon von ferne hören wir seinen Ruf. Wir eilen einem Buchenstangenwalde zu, dem Lieblingsaufenthalte des Pirol. Hier und da steht eine alte Eiche, die von der Axt unberührt geblieben ist. Bald sind wir dem Vogel ziemlich nahe, der uns jedoch durch sein unruhiges, unsichtbares Wandern wie ein musikalisches Gespenst neckend von einer Stelle zur andern führt. Wir machen allerlei vorsichtige Versuche, ihn wenigstens mit einem Blick zu erhaschen, und zuweilen kommt es uns vor, als sei sein schimmerndes Gelb im Flug über eine Stelle, wo sich das Laubdach öffnet, sichtbar geworden. Doch halt! wir wollen uns ruhig hinter dieser Eiche verbergen. Mich dünkt, als komme der Vogel näher — aber horch! nun ruft er nicht mehr vor, sondern neben uns — und jetzt kräht er gar hinter uns ganz nahe. Kaum drehen wir uns um, und schon ist er wieder in der Ferne laut. Er hat uns bemerkt. Suchen wir am Saume des Stangenholzes unweit einer zweiten Eiche in dichtem Gebüsch ein Plätzchen. Aber jetzt gilt es, den Moment zu benutzen, wo der Pirol sich auf einer freien Stelle zeigt. Ich ahme seinen Ruf nach — er antwortet — ich locke ihn näher und näher — ach herrlich! da überrascht uns ein drei- bis vierjähriges Männchen. Siehe sein goldgelbes Gefieder, die schwarzen Flügel mit gelbem Fleck, den braunrothen Schnabel, der sich beim Singen weit öffnet! Wie ein Fremdling in tropischer Schönheit glänzt der ganze Vogel im Strahle der Maisonne. Wie schlank ist seine Gestalt, wie scheu sein Blick, wie gewandt seine Bewegung! Nach und nach scheint er sich sicherer zu fühlen, er schüttelt, er putzt sich und flötet eifriger sein Solo in recitativischer Form. Wie arbeitet Brust und Kehle! Deutlich vernehmen wir ein Geräusch der Anstrengung, welches jeder Strophe vorausgeht. — Aber horch! — dort antwortet ja ein zweiter Pirol. Auch er kommt näher. Siehe, welche kampfesbereite Stellung plötzlich der erste, freisitzende Vogel einnimmt! Höre, wie er das: „Kräh — kräh“ leiser und rascher als sonst hervorstößt, siehe, wie er gleich einem Raubvogel die Schwingen lüftet, den Schwanz fächert, den Hals vorbeugt und den Schnabel ein wenig öffnet! Was huscht mit flüchtigem Schimmer dicht über ihn hin? Warum drückte er dabei den Kopf nieder und riß den Schnabel so weit auf? Wahrlich! dort hat sich in gleicher Stellung der zweite Pirol ihm gegenüber niedergelassen. Beide sitzen wie gebannt. — Fällt es dir nicht auf, daß der eine Vogel in hellgelbem, der andere dagegen in rothgelbem Gefieder glänzt? So sticht röthere

Gold gegen bleicheres ab. Auch ist der rothgelb schimmernde Vogel scheinbar stärker an Leib, größer. Er mag nahezu 11 Zoll Länge haben.*) Jetzt flattern sie gegen einander — o weh! sie sind verschwunden — doch nein, ich sehe sie im Bogen um die Eiche fliegen, in hastiger Verfolgung begriffen, ein- — zwei- — dreimal — und nun geht's fort in den Wald hinein. Wir hören wieder nach verschiedenen Richtungen hin Rufe, ein Zeichen, daß die Kämpfenden Waffenstillstand geschlossen und sich getrennt haben. Aber bleiben wir noch verborgen, denn ich habe ein begonnenes Pirolnest dort an einer Zweiggabel einer jungen Eiche im Stangenholze entdeckt, und bald wird sich uns ein zwar friedlicher, doch ebenfalls höchst interessanter Anblick darbieten. Sieh da! unbemerkt wie Geister sind Männchen und Weibchen zum Neste gelangt. Sie unterstützen sich im Bauen. Das Männchen sitzt auf der Zweiggabel, es ist das hellgelbe, welches den herbei gelockten Nachbar eifersüchtig in die Flucht schlug, und ordnet Material, während das Weibchen in schwebendem Fluge unter dem Neste herunterhängende Bastschnüre und Wollefäden von einem Zweige zum andern führt und mit Hülfe des Männchens daselbst befestigt. Rasch ist die Arbeit beendet, denn dort fliegen sie schon wieder hin. —**) Nach Verlauf von acht Tagen

---

*) Dieser Unterschied im Gefieder und der Größe ist bei Pirolen einer und derselben Gegend zu bemerken. Wir sind bis jetzt noch eher geneigt, diese abändernde Färbung mit dem verschiedenen Alter des Vogels zu erklären, als hierin einen Grund zur Bildung zweier Unterarten zu erblicken. Die rothgelberen, zuweilen stärkeren (runderen) Vögel sind sehr wahrscheinlich jünger, als die blaßgelben: denn wie wir bei den Männchen aus dem Grün der ersten Jahre heraus sich das Gelb erst im dritten Jahre entfalten, und im vierten Sommer sich reiner und vollkommener färben sehen, so könnte es sich auch leicht in höherem Alter — ähnlich wie das Roth in ein Gelb beim Hänflinge — in das an manchen Exemplaren einer und derselben Gegend bemerkbare hellere Gelb umgestalten. Uns fehlen bis jetzt sichere Beobachtungen hierüber, und fallen diese um so schwerer, als sich der Pirol nur äußerst selten mehrere Jahre hinter einander in der Gefangenschaft hält; man also hier schwerlich eine höhere Färbung bei vorrückendem Alter wahrzunehmen in den Fall kommen wird, ganz abgesehen von den Zweifeln darüber, daß der gefangene Vogel zu jener lebhafteren Färbung je kommen würde.

**) Diese bei dem wachsamen und scheuen Vogel schwierige und seltene Beobachtung über den Nestbau des Pirols machte mein Bruder Adolf im vorigen Sommer zum erstenmale während seiner langjährigen Beschäftigung mit diesem Gegenstande. Mein Bruder konnte den ganzen Verlauf der Nestbereitung nicht beobachten, da die beiden Vögel seinen verborgenen Stand im Gebüsche ungefähr fünfzig Schritte von dem Neste bald gemerkt hatten und den Beobachtenden unruhig zu umkreisen und auszukrähen anfingen, worauf er, aus Besorgniß, die Vögel in ihrem Nestbaue zu stören, von einem längeren Verweilen in der Nähe des angefangenen Nestes abstand. Der Umstand, daß

kehren wir zu dieser Stelle zurück und wir werden sehen, daß der brütende Vogel gewöhnlich mit dem Schwanz nach dem breiten Theile des Nestes und mit dem Kopfe nach dem Scheitelpunkte der spitzwinkligen Gabel oder nach dem Stamme des Baumes zu sitzt. Frei schwebt das vollendete Nest und kräftig wird es vom Winde geschaukelt. Wie wir erkundet haben, ist das Weibchen nicht gelb. Näher konnten wir es im schwebenden Fluge nicht mustern. In der Ruhe und Nähe betrachtet, zeigt sein Oberkörper Grüngelb, wovon die großen Flügel und Schwanzfedern schwärzlich abstechen, sein Leib mattes Weißgelb mit länglichen dunkelgrauen Flecken und seine Kehle Aschgrau. Männchen wie Weibchen haben dunkelrothen Augenstern. Die ein- und zweijährigen Männchen besitzen noch nicht das gelbe Gefieder der drei- und mehrjährigen. Die Eier sind auf ihrem weißen Grunde spärlich mit schwarzbraunen Punkten gezeichnet. Sie liegen auf einer Unterlage, die aus vielen Grashalmen zierlich gebildet ist. Das Aeußere des Nestes besteht aus Bast von der Eiche und Aspe, der Oberhaut der Weißbirke und aus Schafwolle. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Die Jungen, deren gewöhnlich nur drei bis fünf im Neste sitzen, machen beim Empfang des Futters immer etwas Lärm. Die Freßgier treibt sie oft vorzeitig aus dem Neste, so daß die Alten genöthigt sind, sie auf dem Boden im Laub oder Gras aufzusuchen, wobei sich das Männchen sehr zurückhaltend und vorsichtig benimmt.

Schon im August entfernt sich der Pirol einzeln, indem er langsam wandert. Wir treffen ihn um diese Zeit in der Nähe der menschlichen Wohnungen in Gärten, Parks und Obstbaumstücken, wo er noch immer durch Rufe seine Anwesenheit verräth. Wäre er in Obst tragenden Gegenden recht häufig anzutreffen, dann würde er einerseits unberechenbaren Nutzen stiften, denn er frißt vorzugsweise gerne die Raupen und Schmetterlingseier an den Bäumen, sowie Käfer und andere Insekten. Andrerseits

---

es einige Tage später einem glaubhaften Förster auf Anweisung meines Bruders gelang, das Weibchen des Paares immer allein bei Vollendung des Nestbaues beschäftigt zu sehen, gibt meinem Bruder zu dem Schlusse Berechtigung: die beiden Vögel unterstützten sich bei der Nestbereitung nur so lange, bis die äußere Schichte des Nestes — von einem Zweige zum andern führende Bast- und Wollefäden, oder dergleichen die Quere um das Nest geschlungene Schnüre — verfertigt sei, während die zierliche, gewöhnlich mit Grashalmen bewirkte Auspolsterung der hängenden Wohnung allein von dem Weibchen besorgt würde.

Die Feldlerche.





ist er aber auch wieder den Kirschen sehr gefährlich, indem er nicht nur viele frißt, sondern auch deren mehr noch verdirbt. Er fliegt, da er schon der Gefahr ausweicht, gerne in der Frühe und Stille des Morgens nach dem Obste. —

Sein Federwechsel geht in südlich liegenden Ländern von Statten, und mit seinem frischen, glänzenden Gold und seiner melodischen Stimme im jungen Jahre zurückkehrend, verklärt er uns die holde, wonnige Zeit der Pfingsten.

Die Feld- oder Himmelslerche. (Alauda arvensis. L.)

(Von A. M.)

Dir begeisterten, unermüdlichen Sängerin, die du dem Landmann hinter dem Pfluge oder der Schnitterin bei den Garben des Tages Last und Mühe wegtrillerst; die du hier dem trocknen Actenmenschen, dort dem finstren Misanthropen und selbst dem eine Weile den Mammon vergessenden, spazierenden Geschäftsmanne vor dem Thore der Stadt ein Stück von deinem blauen Himmel herniedersingen möchtest: — dir Vogel in unscheinbarem Kleide, aber mit so liederreicher Seele, gelten diese Worte liebender Beobachtung und Bewunderung! Wenn Goethe die Philomele als von Amor's Pfeile fütternd erzogen schildert und die liebeweckende Macht ihres Gesanges dem mit dem Futter genossenen Gifte andichtet: so möchte ich dich preisen als das Pflegekind der Musen. Dir hauchte Melpomene die Lust zum Singen ein, Euterpe gab dir die süße Flötenstimme, und so gepflegt und geleitet bist du vom Himmel als unsre liebe Lerche herniedergekommen. Du hast kein Gift eingesogen; dein ganzes Wesen ist rein, lauter und heiter. Zu deiner Heimath zieht dich's singend empor, und erhebend ziehst du mit dir die Seele aufwärts. Nicht blos der Liebe gilt dein Lied, wie das kurze der Nachtigall; dein weites lyrisches Herz umfaßt die ganze Natur. Dem Silberthaue des Morgens, dem Glanze des Tages, wie dem stillen Abendrothe, dem Frühlinge, Sommer und Herbste, dem Thale, wie dem Bergesgipfel erklingt der Triller deiner Lust, der Wirbel deiner Leidenschaft, der flötende Strom deines Friedens. O wie oft habe ich dich be-

obachtet, wenn du aus grüner Saat flatternd in den goldenen Morgen emporstiegst, dann droben in den Lüften oft Viertelstunden lang ausgebreitet schwebtest; wie du endlich nach sattgetrunkner Götterlust dich in leisen Absätzen herniederließest und mit einemmale wie ein Pfeil der Liebe dich der Erde wieder in die Arme warfst! Deine echte lyrische Natur begleitet jede deiner Bewegungen mit dem singenden Leben deiner Seele. Dein flatterndes Erheben erzeugt den arbeitenden, strebenden Triller, den sprudelnden Quell deines Liedes, das bald in der Höhe des Aethers in Flötentönen unter deinem Schweben wellenförmig zerfließen will, bald mit deinem Kreisen wieder wirbelnd sich aufrafft, um endlich bei deinem allmäligen Niedersinken in sanften Intervallen zu verstummen, ehe du dich in das wogende Meer der Saaten stürzest.

Und da sitzt sie vor uns, die Herabgestiegene, an eine Scholle gedrückt, auf einem Acker, so daß wir sie näher betrachten können. Ihre zu einer Haube aufgerichteten Kopffedern zeugen noch von dem verglimmenden Feuer auf ihrem eben beendeten Himmelszuge; sonst ist das Thierchen ruhig und läßt in seinem bescheidenen, sperlingsbraun punktirten Gewande auf den ersten Blick eher einen spatzenartigen Philister, als den kaum verstummten himmelstürmenden Sänger erkennen. Aber nun richtet es sich auf; mit gehobener Brust, schlankem, langgestrecktem Halse läuft es anmuthig und hochaufgeschürzt in der Furche dahin. Das ist kein Philister — du ahnst in der netten Haltung und der leichten, gefälligen Bewegung schon ein Wesen edlerer Art, das deine ganze Aufmerksamkeit verdient. Diese starke, gewölbte Brust — eine kleine Himmelslocomotive; dieser feine, freie Hals, das niedliche und doch bedeutende Köpfchen mit den dunkelbraun gezeichneten Schläfen, die vielversprechenden Schwingen, die den mit zwei großentheils weißen äußeren Schwungfedern versehenen Schwanz weit über die Hälfte bedecken — alles Organe und Werkzeuge, einem ungewöhnlichen Triebe dienstbar zu sein. Bei näherer Betrachtung entdeckst du nun auch noch das Spiel eines leicht bewegten Gemüths, eines nur leise schlummernden, schnell erwachenden Affects in des Vogels bald sinkender, bald steigender Haube, seinem eben stürmisch angesetzten, nun wieder besänftigten Gange. Auch die Sporen an seinen schlanken Füßen — welchen die sehr langen, fast geraden Nägel der hinteren Zehen vergleichbar — geben, verbunden mit dem lebhaften Blicke, wohl Kunde von großer Rüstigkeit und frischem Muthe. Und diese

besitzt unsere Lerche: das zeigt dir schon ihr rascher, entschiedener Flug beim Auf- und Wegstreichen, ihr fast senkrechtes Emporsteigen bis zu den Wolken, ihr stets glatt anliegendes Gefieder bei einem angeregten, flinken Wesen; das zeigt sie, wenn sie ihre gefährlichsten Feinde, der Sperber und die in der Abenddämmerung tief über die Felder streichende und das Thierchen oft bis in die Frucht und die Gesträuche verfolgende Kornweihe überraschen, indem sie sich beim Anblick der letzteren dann in die nächste Furche, hinter Schollen und Raine zu drücken und in die Saat zu flüchten versteht, oder, wenn sie singend in den Lüften schwebt, beim Nahen des ersteren höher steigt, oder sich pfeilschnell aus der Höhe in das schützende Getraide stürzt. Mehrmals habe ich mit klopfendem Herzen diese Todesjagd beobachtet und die flinke, entschiedene Lerche einigemal entkommen sehen. Viel leichter erhascht sie das Falkengesindel aber bei ihrem Aufsteigen, oft mitten im Gesange. Vergeblich war einmal mein noch so eifriges Abwehren gegen einen gierigen Sperber, der eine meiner lieben Freundinnen vor meinen Augen überraschte, als sie sich eben singend erhoben hatte. Zweimal stieß er fehl auf das behende ausweichende Thierchen, doch die Krallen des Unholdes ergriffen es beim dritten Stoße gerade über der Saat, in die es sich retten wollte. — Den Menschen fürchtet die Lerche viel weniger. Ihm, dem sie sieben Monate im Jahre so fleißig singt, ihm darf sie doch wohl — wenigstens im Sommer — Schonung zutrauen: darum läßt sie ihn ziemlich nahe an sich herantreten, ohne daß sie aufstreicht. Gewöhnlich drückt sie sich dann eine Weile an die Erde, bis sie, vertraut geworden, sich wieder erhebt und meist mit gesträubten Kopffedern davonläuft, um sich an einer andren Stelle entweder zu verbergen oder aufzufliegen. In der Paarzeit, oder wenn sie sich im Sande badet, läßt sie sich oft ganz nahe kommen: das erste wohl, weil jedes Thier in dieser Periode vertrauter oder zerstreuter ist, das letzte, weil sie sich in dieser ihrer Lieblingsleidenschaft nicht gerne stören läßt. Welch' ein Genuß ihr das Sandbad sein muß, findest du an den vielen ausgescharrten Plätzchen in sandigen Feldwegen und Furchen, in welchen sie wie die Hühner durch Schaufeln ihrer Flügel einen Sandregen in ihr Gefieder zu schütteln versteht und oft lange sich behaglich sonnt.

In ihrem Aeußeren sind Männchen und Weibchen bei unsrer Lerche schwer zu unterscheiden. Etwas leichter wird die Unterscheidung für den Kenner bei unmittelbarer Vergleichung von Exemplaren beider Geschlechter.

die Weibchen kennzeichnet — außer der kahlen Stelle am Unterleibe (Brutfleck) während der Brut — geringere Größe, blässere Farbe und nach unsres alten Ornithologen Bechstein Angabe mehr Weiß und Gelb im Gefieder. Ich kannte einen alten Lerchenfänger, der auf den ersten Blick die Hahnen unterschied, auf meine öfteren Fragen nach seinen Merkmalen aber immer die Antwort gab: „'s ist Alles Genie." Das Genie — nämlich der alte Lerchenfänger — ruht längst mit seinem Geheimnisse im Grabe, und so kann ich dir, lieber Leser — weil ich selbst kein Genie bin — über diese Unterscheidungskunst blitzwenig, d. h. nicht mehr, als die besten Ornithologen sagen.

Auf den Aeckern und den Wiesen sucht sich die Lerche ihre in zarten Saatspitzen, grünen Sprossen — darunter auch junger Schierling — Sämereien, Getraidekörnern, Insekten und Würmern bestehende Nahrung; auch verschluckt sie zur Beförderung der Verdauung Sandkörner. Sie baut gewöhnlich zweimal ihr einfaches Nest, eine mit wenig Wurzelwerk und Grashalmen belegte Erdvertiefung, meist mit fünf trübweißen, braunpunktirten Eiern versehen, in die Saat, die Erbsen, den Klee des Feldes, oder in das Gras der Wiesen und Raine. Das von dem Männchen emsig gefütterte Weibchen brütet vierzehn Tage. Dieser Dürftigkeit entsproßt das reiche, Tausende entzückende Leben. Wieder ein Beispiel unter unzähligen andern, daß aus Niedrigkeit und Armuth zumeist das Gute und Herrliche erwächst. — —

Zur Zeit der Paarung ist die Lerche ein überaus munteres und erregtes Thierchen, fliegt, flattert, spielt und schwärmt in der Luft, jagt sich auch mit ihren Nebenbuhlern unter hellem Klang in der Flur herum. Nach solcher Jagd wieder zu dem Weibchen seiner Wahl zurückgekehrt, stolzirt das Männchen unter zärtlichem Nicken mit aufgerichteter Holle und etwas gefächertem und gelüftetem Schwanze vor dem Gegenstande seiner Neigung einher. Das Jagen aber trägt viel mehr die Physiognomie launiger, überlustiger Neckereien und harmlosen Scherzens, als erbitterter Kämpfe und gehässiger Raufereien, wie bei den streitsüchtigen Stieglitzen, den eifersüchtigen Buchfinken, oder den wetternden Rothschwänzen. Unsere Himmelslerche ist das getreue Bild einer friedlichen, musikalischen Natur: sie ist der Anakreon unter den befiederten Sängern.

Da hast du ungefähr das äußere Bild und Wesen der Feldlerche, und gewiß, lieber Leser, erkennst du hiernach die Holde draußen, wenn du sie

allenfalls noch nicht in der Natur oder dem Käfige genau vor dir gesehen haben solltest. Ihr Seelenleben aber enthüllt sie dir selber in ihrem herrlichen Gesange viel lebendiger und schöner, als es meine schwache Feder dir zu schildern vermöchte. Ja, geneigter Leser, gehe hinaus an einem heitren Sommermorgen in die Ebene und höre dem Concerte der Lerchen zu, aber nicht mit gleichgültigem Ohre — so vernimmst du nur Trillern und Schwirren — nein! lausche mit hingebender Seele und du wirst aus mancher Kehle abwechselndes, reich sich individualisirendes Leben auf einem und demselben Grundtone sich entfalten hören. Steige dann in's Gebirg, und da vernimmst du vorzugsweise die Meister mit der angenehm flötenden, baumlerchenartigen Modulation zwischen ihrem lieblichen, silberhellen Trillern; da wirst du inne, welche melodische Empfindung in das kleine Herz dieses Thierchens gelegt, welche Spannkraft seiner Kehle gegeben ist, welche Einrichtung und Leistungsfähigkeit seinen Athmungswerkzeugen, um bei beständigem Schweben in der Luft solche Hymnen schmettern zu können. Ja, bewunderungswürdig und erhebend führt dieser Musiker der Natur sein Concert aus. Sein eigner Kapellmeister mit dem luftigen Stabe seiner Schwingen, nimmt er in der Kehle sein ganzes Orchester mit in die Höhe. Ist unser Vogel hier nicht vorzugsweise die am schönsten verkörperte Musik der Natur? Von Herzen kommt sie, zu allen Herzen geht sie, frisch, munter und frei. Kein Wunder, wenn die Jungen den über ihnen schwirrenden Gesang des Vaters frühzeitig einsaugen, ihn an heiteren Herbsttagen heimlich und leise auf den Feldern einüben und unsrem entzückten Ohre im nächsten Frühjahre in seiner ganzen herrlichen Ursprünglichkeit wiedergeben! So lebt er fort von Geschlecht zu Geschlecht, ein Gesang ewiger Verjüngung und Auferstehung, ein unsterbliches Lied.

Und nun nach diesem hellen, lauten Tagesconcert der Lerche möchte ich dich, mein lieber Leser, an einem schönen Abende in die stille Flur führen. Horche aufmerksam beim verglimmenden Abendhimmel auf, um einen interessanten Charakterzug unsres Vogels zu erhaschen, seine heimlichste Eigenthümlichkeit, der Viele vorübergegangen sind. Nicht lange, so vernimmst du Lerchengesang, ganz zart und leise, wie wenn er aus weiter Ferne käme. Doch sieh! da sitzt die Sängerin unweit von dir, hinter einer Scholle versteckt, im Abendlichte. Es kommt ein Sehnen über dich bei diesen wie im

Traume gesungenen Liedesklängen, ein Sehnen, wie es folgendes Gedicht seiner Beobachtung so sinnig veranschaulicht.

(Von K. Müller.)

„In dem bethauten Riede
Herrscht Abendruh und Friede.
Nur wie in süßem Wonnetraum
Singt ihres Liedes Weise
Noch eine Lerche leise,
So leis, daß man es höret kaum."

„Träumt sie von hohen Bahnen,
Die Andere nicht ahnen,
Die stets am Boden heimisch sind?
Denkt es an Seligkeiten,
Die droben sich bereiten,
Das flinke, heitre Sonnenkind?"

„Sein Lied vom Rasenhügel,
Sein kühn geschweifter Flügel,
Im Traum den Wolken zugesellt,
Gleicht menschlichen Gedanken,
Die hier aus dunklen Schranken
Sich sehnen nach der höh'ren Welt.

Die Feldlerche hat noch — außer einigen nördlichen und südlichen Schwestern und neben den im Ganzen als Sänger unbedeutenden, seitenverwandtlichen Piepern — eine nahe Verwandte in der Baumlerche, welche ich als echte deutsche Originalsängerin noch besonders charakterisiren werde. Ferner verdient aber auch von den Pieplerchen der eigenthümliche Baumpieper erwähnt zu werden, und wir räumen diesem Vogel, seiner Gesangscharakteristik entsprechend, nicht sowohl bei den Lerchen, als vielmehr zunächst des Fitis eine Stelle ein. — Ganz abgesehen von der nördlicheren, bei uns sehr seltenen, hin und wieder übergebührlich gerühmten Haubenlerche — denn sie hat keinen Originalgesang, sondern mischt ihr Lied mit Fremdem — kommt keine der Verwandten unsrer Himmelslerche an Liederreichthum gleich. Du kannst dich, lieber Leser, von der Wahrheit unsrer Behauptung schon bei Lerchen verschiedener Art an ihrem Gesang im Käfig überzeugen: immer wird die Feldlerche die angenehmste und unterhaltendste sein. Und hier hast du erst gleichsam einen Auszug ihres viel farbenreicheren, lebendigeren Liedes in der Freiheit. Sie ist und bleibt die hervorragendste Repräsentan-

tin ihrer Sippe. Mindestens eben so fleißig im Singen wie ihre Schwester Baumlerche, ergötzt sie uns wie diese vor fast allen unsren übrigen Sängern den größten Theil des Jahres. Schon an sonnigen Februartagen, auf einer Scholle sitzend, beginnt sie ihr Lied, ehe sie es vom März bis in den August und manchmal auch noch im Spätherbst aus der Luft erschallen läßt. Erst wenn der Wind durch die Stoppeln zieht, verstummen in der Regel die Sänger und schaaren sich dann Ende Septembers oder Anfangs Octobers auf unsren Ebenen, besonders in den Haferstoppeln, zusammen, oft zu Tausenden von Flur zu Flur streichend und allmälig vor dem Lieder scheuchenden Froste nach Südeuropa, auf die Inseln des Mittelmeers bis hinüber nach Afrika ziehend. Leider bemächtigt sich auf diesem Striche der Marktgeist der harmlosen Götterkinder. Tausendweis läßt er sie ihres dem Genusse des Feldknoblauchs besonders zugeschriebenen, schmackhaften Fleisches wegen hinwegfangen, die lüsternen Gaumen unsrer modernen Heliogabals zu befriedigen. Auf Leipzigs weiten Ebenen vornehmlich wird dann die große grausame Lerchenschlacht geschlagen, und ganze Haufen der in Tag- und Nachtgarnen Gefangenen, auf ewig Verstummten wandern dann zu Markt, oder den prosaischen Weg des Handels in alle Gegenden. Thöricht wär's, gegen den lerchenzehntenden Geist der Krämer und Speculanten sentimental zu Felde ziehen zu wollen. Sorgt doch hier die allhelfende Mutter Natur viel besser, als alle Vereine zum Schutze der Singvögel, oder gar das verhallende schwache Wort des Einzelnen. In jedem Frühlinge ruft sie ja unsren rüstigen Lerchen zu: seid fruchtbar und mehret euch! Und sie mehren sich trotz aller Leipziger Garne, trotz aller heißhungrigen Gourmands der Welt! — Findet, ihr Letzteren, denn immerhin euren Genuß an dem Fleischlichen der Lerche und nagt an ihrem früher oder später doch zerfallenden Körper: wir ergötzen uns an der Seele des Vogels und preisen ihn und uns glücklich ob der geistigen Nahrung in seinem unvergänglichen Liede.

Und du, zarter Pflegling Euterpe's und Melpomenen's, singe fort und fort deinen himmelgeborenen Gesang und sei in deiner rüstigen Art und Weise unsrer deutschen Nation ein Vorbild frischer Thatkraft und kühnen, rastlosen Aufstrebens!

Die Baum- oder Haidelerche. (Alauda arborea vel nemorosa. L.)

(Von J. M.)

Nach unsrer Feldlerche drängt es mich, dem geneigten Leser auch das holde Bild ihrer ebenbürtigen Schwester, der Baumlerche, zu geben. Ich habe sie, ohne ihre Vorzüge zu verkennen, der ersteren zwar nachgesetzt; aber obgleich sie im Ganzen wegen ihres weniger biegsamen und abwechselnden Liedes ihrer Himmelsschwester nachsteht, besitzt sie doch wieder einen so eigenthümlichen, melodischen Grundton in ihrem Gesange, daß sie mit Recht zu unsren gefeiertsten Singvögeln gerechnet zu werden verdient. Ja, liebe belebende Kehle der Berghaiden Einsamkeit, dir will ich den dir gebührenden Preis nicht vorenthalten! Und wenn deinen Schläfen auch nicht der glänzende Lorbeer der Bosquete und Thäler bewohnenden Nachtigall und des gekrönten Sprossers wird, so rausche dir zu deinem Ruhme das dunkelprächtige, immergrüne, deinem Liede gleichende Reis der Edeltanne! Warm und liebend halte ich dein sanftes Bild in der Seele. Lebhaft rührst du mich in deiner Zurückgezogenheit und Bescheidenheit, wie manches verkannte, verlassene Talent. Und doch singst du in deiner oft wüsten Einsamkeit in deinem unverdrossenen Drange dein prächtiges Lied; doch hebt dich dein Streben fort und fort empor zum Aether, Tags mit deinem holden Rufe und deinem schallenden Liede dem Bergbewohner bei seiner Arbeit eine Stimme der Ermunterung, Nachts mit deiner Himmelsflöte dem Wanderer in der Oede ein erhebender Gruß! O Abbild einer glücklich genügsamen Natur, der keine Lage, kein Schicksal der Welt den Frieden in der Brust rauben kann! Ueberall trägst du ihn hin auf den sanften melodischen Wellen deines herrlichen Liedes. O materielle, genußsüchtige Welt, schau' auf das Glück dieses Vögelchens in seiner Wüste!

Da steh' ich – wenn mich mein Beruf in den unwirthlichsten Theil meines Reviers führt – beim Klange deiner lieblichen Lockstimme oft mitten auf dem bereiften oder beschneiten Anger, der öden Haide oder dem verlassenen kahlen Holzschlage wie vom ersten Hauche des Frühlings angeweht. Lebendiger als das frühe Blümchen im Schnee, ahnst und verkündigst du – ein Schneeglöckchen der Luft – das Nahen des Flur und Wald belebenden Lenzes. Bald singst du ihm, der auch deine entfernte Halde erreicht, dank-

bar grüßend so schöne, wohlklingende Lieder und baust dein kunstvoll mit feinen Grashalmen und Faserwürzelchen belegtes tiefes und warmes Nest. Meist zeitig im April fand ich deine nette haide-, wachholderstrauch- oder grasbeschützte Wohnung auf der Erde mit den fünf weißen, über und über graubraun besprengten Eiern, auf welchen dein Weibchen, treu brütend und treu von dir versorgt, das Ausschlüpfen der Jungen nach der zweiten Woche begrüßt. Zweimal des Jahres erlebst du Vaterfreuden und jedesmal trägst du deine Seligkeit hoch zu den Wolken. — Doch ehe ich deine treffliche Sangesweise beschreibe, will ich deine Gestalt und dein Wesen zeichnen.

Die Haidelerche ist etwas kleiner, als die Feldlerche, etwa sechs Zoll lang. In der Farbe ihres Gefieders herrscht mehr das Grauschwarze, als das Gelbbräunliche ihrer Schwester vor. Auch besitzt sie keine so schlanke Gestalt wie diese: sie ist — gemäß der rauheren Gegenden und Erdstriche, welche sie bewohnt — eine zwar durchaus nicht plumpe, doch gedrungenere Schöne. Ihr verhältnißmäßig kleinerer Schwanz mit den vier weißlichen äußeren Schwungfedernspitzen und die ebenfalls bespornten kürzeren Füßchen tragen übrigens auch etwas Schuld daran. Auch die an den Ecken weiß punktirten Flügel sind etwas stumpfer, wie die der Feldlerche, um mit L. Brehm zu reden, fledermausartig, mit ein Umstand, der sie von ihrer Verwandten im Fluge wesentlich unterscheidet. Ihr senkrechtes Aufsteigen ist nämlich weniger stetig und schnellflatternd, ihr Auf- und Wegstreichen nicht so scharf und weitausgreifend, als das der Feldlerche; sie taucht und schwankt mehr durch die Luft. Es ziert sie ebenfalls eine schwache Haube, durch einen von Auge zu Auge um den Hinterkopf gehenden weißlichen Ring eingefaßt, welches sie recht schön kleidet. Ihr Gang ist leicht, rasch und anmuthig, wie bei den meisten Lerchen, und gewöhnlich von dem Spiel ihres Federbüschchens begleitet; doch trägt sie sich vermöge ihrer kürzeren Füßchen nicht so hoch aufgeschürzt und auch mit minder gehobener Brust, wie die Feldlerche. Ihr Aufenthalt ist nach Lerchenart vorzugsweise der Boden; doch setzt sie sich wie der Baumpieper — mit dem sie deshalb manchmal verwechselt und gleichbenannt wird — auf die freien Aeste und Wipfel der Bäume, schläft aber immer auf der Erde. Sie besucht vorzugsweise lichte, verwahrloste Gebirgswaldungen mit jüngerem Gesträuche und haidebewachsenem Boden in der Nähe von Feldern und Lichtungen, oder wählt hart an Waldungen stoßende Hage und Wachholderwüstungen. Die Nahrung

der Baumlerche ist im Ganzen die der Feldlerche, jedoch meist mehr auf feinere Sämereien beschränkt, welche sie sich oft unter Schnee und Reif kümmerlich suchen muß. Die dunkeln, rostbraunpunktirten, an ihren vielen schwarzen Nestflaumfedern (den sogenannten Mausfedern) kenntlichen Jungen füttert sie, wie ihre Verwandten, mit Insekten und deren Larven. Auf ihrem Zuge, der sie etwas nach der Feldlerche, häufig Anfangs März, zu uns führt, und welchen sie im October in die wärmeren Himmelsstriche bis hinüber nach Afrika wieder beginnt, zieht sie familienweise langsam von Feld zu Feld, und hier ergeht es ihr leider manchmal nicht besser, als ihrer Leidensschwester Feldlerche, indem sie auf Vogelherden und unter Nachtgarnen gefangen wird. Auf diesen Zügen kommen mir die Haidelerchen familien bei ihrer langsamen Wandrung und ihrem häufigen Lagern an allen Hagen, Haiden und Baumfeldern immer wie Zigeunertruppen vor. Ihr Sinn ist dann vorzugsweise dem emsigen, rührigen Suchen nach allerlei Unkräutersämereien zugekehrt, wobei sie aber ihr fröhliches Wesen nie verlieren und auch bisweilen bei besonders freundlichen Sonnenblicken musiciren.

Das ganze Wesen der Haidelerche ist mehr vertraut, als scheu, obgleich sie ihre Feinde, darunter hauptsächlich den Baumfalken, mit Recht sehr fürchtet. Leichter als die Feldlerche wird sie von diesem Schrecken der kleinen Vögel aus der Luft gefangen. Ich habe übrigens bemerkt, daß sie Orte, wo sie von Raubvögeln besonders verfolgt wird, bald meidet, oder auch den Räubern dadurch zu entgehen sucht, daß sie sich zum Sange bei Tag äußerst wenig oder gar nicht in die Luft erhebt, denselben lieber von einem Baumwipfel oder — wenn sie überhaupt eine Nachtschlägerin ist — desto unbehinderter und eifriger Nachts erschallen läßt. Unter den Baumlerchen gibt es nämlich — wie bei den Nachtigallen — solche, die hauptsächlich des Nachts singen. Diese Vögel werden mit Recht sehr hochgeschätzt, sind im Ganzen gerade nicht häufig und meist in hohen Gebirgshaiden zu Hause. Ich besitze eben eine solche Virtuosin im Käfig, welche mich mehrere Jahre hinter einander in den Sommernächten auf einer mit jungen Fichten bepflanzten Haide über dem Gebirgsstädtchen, in welchem ich wohne, durch ihr liebliches Lied ergötzte. Im vorigen Jahre hatte ich das Glück, dieses liebe Thierchen — welches im Käfig auch Nachts singt — aus den Klauen eines Baumfalken zu retten. Mit einer Büchsflinte auf einem Pürschgange begriffen, kam ich eines Tags in die Nähe der Fichtenreibung, worin das

Thierchen nistete, als ich plötzlich dasselbe, von einem Baumfalken hart verfolgt, gewahrte. Ehe die Flüchtende meine schützende Nähe ganz erreichen konnte, stieß der Falke auf sie, aber durch eine Ausbeugung derselben halb fehl, so daß er mit seinen Fängen nur einen Flügel des Opfers streifte, welches, hierdurch an der Schwinge gelähmt, schief zur Erde flatterte, jedoch in demselben Augenblicke von meinem den Störenfried herunterdonnernden Schrotlaufe gerächt wurde. Die von mir aufgenommene Sängerin ist unterdessen meine treue Stubengenossin und gegen ihren Retter sehr zutraulich geworden, so daß sie Mehlwürmer aus der Hand nimmt. Der benachbarte Berg aber blieb verflossenen Sommer von den Haidelerchen verlassen, obgleich ich beobachtete, daß das Weibchen die damals noch kleinen Jungen allein versorgte und großzog. Das plötzliche Verschwinden des Vaters hat Mutter und Kinder von ihrem Geburtsorte zu meinem Leidwesen wohl auf immer vertrieben.

Ich muß dir nun, lieber Leser, den Gesang der Baumlerche näher zu charakterisiren versuchen, denn Viele, darunter vielleicht auch du, hören diesen wohl ihr Leben lang nicht, weil der Vogel in der Ebene ein äußerst seltener, allenfalls nur auf seinem Zuge vorübergehend gesehener und in seiner Heimath, den Gebirgsgegenden, auch nie häufig ist. Die Baumlerche singt entweder auf einem Baume, oder erhebt sich von hier oder der Erde aus zu ihrem Gesange, Anfangs stumm oder mit einigen Locktönen, hoch in die Lüfte. Dort fliegt sie meist in weiten Bögen und oft sehr lange Zeit anhaltend um einen bestimmten Mittelpunkt herum, schwebt wohl auch dabei bisweilen feldlerchenartig auf einer Stelle. Ihr Lied ist zwar einfacher und, wie schon erwähnt, weniger abwechselnd, als das der Feldlerche, jedoch im Ganzen wohl- und volltönender, sein Charakter flötenartiger und ernster: ein echter Waldgesang. Es besteht aus einer langsameren Strophe von zehn bis zwölf und mehr tiefen, wellenförmigen Flötentönepartieen, worauf gewöhnlich nach einer kleinen Pause von einigen Secunden eine liebliche höhere Trillerstrophe in rascherem Tempo erschallt. Bei jeder Strophe setzt der Vogel in seinem Fluge zu einem neuen Bogen seiner Kreistouren an, oder schlägt den Triller im Schweben. Der von guten Sängern, namentlich von Nachtschlägern, verschieden gebeugte und veränderte Gesang läßt sich in seinem Grundcharakter auf die Laute des melodischen Locktons unsrer Lerche „lululu" oder „ludeln" — das Trillern auf die Sylbe „lulu"

oder „lili" — zurückführen: daher die Baumlerche denn auch volksthümlich ganz bezeichnend Lull- oder Dull-, auch Ludel-Lerche genannt wird. Je nachdem die Sylben „lulu" oder „ludeln" vorherrschen, wechselt im Rhythmus die tiefflötende, langsamere Strophe; auch werden von Nachtschlägern bisweilen gezogene Töne zwischen die tieferen und höheren Gänge eingesetzt, wodurch nachtigallenartige Wendungen entstehen. Alle Noten des Gesanges — den man füglich einen Schlag nennen könnte — sind durchgängig rein, klangvoll und melodisch, und in dieser *einen* Hinsicht steht das Lied der Baumlerche wohl unter allen, auch den besten, mitunter mehr und minder Scharfes und Unreines enthaltenden Vogelgesängen oben an. Deshalb macht auch dieser Gesang einen so überraschenden, erhebenden Eindruck, besonders des Nachts, oder wenn man ihn lange nicht vernommen hat. Seine sanften Flötentöne verleihen ihm etwas Außergewöhnliches, Feierliches. Es überkommt Einen bei ihrem Klange plötzlich — man weiß nicht wie — ein wahrer Himmelsfrieden.

Der Vogel singt gewöhnlich nicht so früh im Jahre, als unsre Feldlerche, jedoch im Ganzen wohl gerade so lange: denn er läßt — obgleich schon Mitte Juli gewöhnlich verstummend — nach der Mauser oft wieder sein Lied an heiteren Spätherbsttagen erschallen. Zu solcher Zeit erklingt es in der reinen, stillen Herbstluft besonders angenehm und lieblich. Wir lassen uns dann in solchen Augenblicken wohl von dem über uns kommenden Zauber täuschen und sind wie von Frühlingsahnung durchdrungen, ein Gefühl, wie es *Uhland* so schön gibt:

> „Ahnest du, o Seele, wieder
> Sanfte, süße Frühlingslieder?
> Blick' umher die falben Bäume! —
> Ach! es waren holde Träume."

Wer das Lied der Haidelerche einmal gehört hat, vergißt es so leicht nicht wieder. In seiner einfachen Schönheit spricht es zu unsrer Seele und lebt warm in der Erinnerung fort. Ja, liebes Vögelchen, du lebst in allen Herzen, die jemals deiner Stimme Klang auf öden Wegen erquickt! Du bist wie eine Oase in den dürren verlassenen Gebirgsstrecken und tränkst unsre Seele mit erhebendem Trost aus dem Borne deines herrlichen Liedes. Dir sei Lob und Preis!



Der Schwarzkopf



Der Mönch oder die schwarzköpfige Grasmücke.
(Motacilla atricapilla. L.)

(Von F. M.)

In stürmischen Nächten des Monats April wird uns mancher befiederte Sänger wieder zugeführt. Nach solchen Nächten habe ich immer gerne einen Frühgang unternommen in den meiner Wohnung nahe gelegenen Park, um zu erfahren, ob neue willkommene Gäste in der Heimath angelangt wären. Ein Zauber wirkte dann auf mich ein, wenn ich den Originaltheil im Gesange der schwarzköpfigen Grasmücke, den lauten, melodischen Ueberschlag, diese weithin schallenden und doch so zarten Flötentöne zum erstenmale wieder hörte. Ein kurzes, aus wenigen Tönen bestehendes, von guten Sängern wiederholtes Lied, das, obgleich nur eine Schlußstrophe, doch als für sich bestehendes Ganze betrachtet werden kann, klingt die Weise als wahrer Frühlingsgruß in die junge Welt hinein und breitet den Segen des Friedens über das Gemüth des Hörers aus. Das wirkt wie der Klang des Posthorns, der dem harrenden Bräutigam die Ankunft der Braut verkündigt. Eine liebenswürdige Innigkeit, süße Zärtlichkeit und ein sanfter Anhauch von Rührung einigen sich im Ausdruck. Es scheint, als könne das liebe Vögelchen seine unvergeßliche Heimath nicht wiedersehen, ohne mit der Lust auch ein gut Theil Wehmuth in sich aufzunehmen. Sein Lied vergegenwärtigt uns den Ausdruck eines kindlich treuen Menschen, welcher die alte Heimath mit freudig gerötheten Wangen begrüßt, über die der Rührung Thränen rollen, und mit jubelndem Munde, der das Zucken schwer unterdrückter wehmüthiger Empfindungen nicht ganz verbergen kann, und dessen Stimme bewegt klingt. Mögen wir uns immerhin theilweise täuschen, wenn wir der Seele des Vogels die Empfindung in ihren feinen Nüancirungen zuschreiben, welche sich im Vortrage seines Liedes ausdrücken; so viel bleibt gewiß: wo eine seelenverkündende Form ist, da lebt auch die empfindende Bewegung, das Schöpferische dieses Kunstwerks, sei es auch nur dunkler, das thierische Leben unmittelbar anregender Naturtrieb, der übrigens verwandten Ursprungs ist mit unseren tieferen Gefühlsregungen.

Der übrige Theil des Gesangs der schwarzköpfigen Grasmücke besteht in leiserem Gezwitscher und ist häufig eine dem Liede der Schwarzamsel, der Singdrossel, der Nachtigall, des Pirols, der Lerche, des Spötters und

anderer Sänger entnommene Weise, die viel Nachahmungsgabe des Vogels verräth. Am vortrefflichsten sind diejenigen Exemplare, welche fast alle Theile ihres Gesanges laut vortragen, aber sie sind wahre Seltenheiten.

Dem ersten Ankömmling folgen bald die Gefährten, in der Regel mit den Weibchen zugleich, nach. Sie suchen mit Emsigkeit die Plätze auf, wo sich Nahrung für sie zur Genüge findet. Hier ladet sie ein Strauch ein, welcher noch vom Herbste her im Winter von Wachholderdrosseln und Amseln verschont gebliebene Beeren trägt; da lockt sie der sumpfige Graben an, wo Insekten sich niederlassen; dort winkt ein grüner Stachelbeerbusch oder eine Kätzchen treibende Weide, um welche Fliegen und Bienen summen. Ist der Tag warm und sonnig, dann sind die fleißigen Sänger unter ihnen unermüdlich; bläst aber der Nord- oder Ostwind von den Eisfeldern herein, oder fällt gar noch Schnee, o wie erbärmlich geht es dann dem zarten Künstler, der sich bei seinem Einzug nichts Schlimmes träumen ließ, sondern nur an den reizenden Tanz der Insektenwelt und etwa noch an den eignen Minnetanz, keineswegs aber an den Tanz der Schneeflocken dachte. Struppig die Federn tragend, fliegt er unruhig von Stätte zu Stätte und zwängt nur zuweilen, nachdem er eine Beere oder sonst einen glücklichen Fund verschluckt, einige Schlußtöne des Ueberschlags heraus. Sehr bezeichnend ist in solchen Lagen die augenblickliche Vereinigung mehrerer nahe zusammen wohnender Paare, um gemeinschaftlich die Quellen der Nahrung aufzusuchen. Das entspricht ganz der in der Natur vieler Vögel tief gewurzelten Neigung, sich beim Eintritt strengerer Jahreszeit zusammen zu schaaren, Colonien und Caravanen zu bilden. Sie finden dadurch leichter die Gegenden, wo sie sich ernähren können; denn was der eine nicht weiß, entdeckt der Scharfsinn des andern, und die dummen werden mit durch die Welt geschleift.

Einigkeit macht stark — bedenke das, zerissenes Deutschland! In den Jahren der Freiheitskämpfe hast du es erfahren. Ringe, daß dich nicht von Neuem erst strengere Zeiten, Noth und Unheil, Schmach und Erniedrigung zu einem großen, starken Volke machen! —

Doch wie nach tobenden Kriegsjahren der Lyriker wieder seiner subjektiven Empfindung Ausdruck gibt, das Idyll sich wieder Geltung verschafft, und in Theatern und Concerten die vom Schrecken befreite „schöne Welt" unter dem Eindruck sentimentaler Piecen schmachtet: so schwingt sich dieser liebliche Sänger nach entschwundnen rauhen Tagen, alle Sorgen hinter sich

lassend, wieder hoch auf knospende Bäume und dichtet und trachtet und macht eifriger wie zuvor der schweigsamen, ächt weiblichen Gattin in elegantem Vortrag seine Liebeserklärungen. Und in der That! wie einst nach gewonnenen Schlachten, nach Siegen, die der Erniedrigung Deutschlands ein Ende machten, die Einzelstaaten ihr kleinliches Wesen wieder begannen, rechtend und kämpfend gegen die freieren Ideen des Volks, und die beiden Großstaaten rivalisirten: so lassen die kaum der Gefahr entkommenen Schwarzköpfe in allerlei Zänkereien und Rivalitäten sich ein, die den Frieden ihres schönen Familienglücks stören. Wie Oestreich oder Preußen die erste Violine in Deutschland spielen will, so will dieses oder jenes alte Männchen unter den Schwarzköpfen die erste Flöte blasen. Der Friede wohnt eben nur im Reiche der guten Engel; Menschen und Thieren scheint er auf Erden nicht beschieden zu sein.

Das Kleid des Schwarzkopfs ist nicht unschön. Dunkelschwarz ist die Kopfplatte des Männchens; einer Mönchskutte nicht unähnlich, veranlaßte sie den Namen des Vogels. Der Oberkörper ist olivengrau, der Unterkörper hellgrau, der Bauch weiß, der Schnabel bläulich, vorn schwärzlich, und der Augenstern braun. Er ist ein etwas gedrungener, wenig über sechs Zoll langer Vogel. Das Weibchen hat wie die Jungen eine rostfarbene Kopfplatte.

Singend baut das Männchen das Nest aus dürren Halmen auf dünne Aeste irgend eines Strauchs, und zwar dahin, wo mehrere von einem Knotenpunkte zu einem sogenannten Quirl auslaufen. Häufig fängt es an verschiedenen Büschen den Nestbau an, ohne ihn jedoch daselbst zu vollenden. Ist es launische Wahl oder Vorsicht, welche den Vogel jene Anfänge im Umkreise seines wahren Nestes anzubringen treibt? Man könnte das Letztere meinen, wenn man das Benehmen des klugen Thierchens da, wo es beim Nisten von Raubthieren oft leidet, beobachtet. In den Wäldern gibt es zuweilen solidere Künstler, welche ihrem Neste außen durch Flechten und Moos, im Innern durch mehr glättende Sorgfalt und zärteres Material bessere Form und größere Festigkeit, als die gewöhnlichen halmbelegten Hüttchen bieten, zu geben vermögen. Oft sitzt das Männchen in dem kaum begonnenen Neste eine Viertelstunde lang und zwitschert leise, gleich als wolle es dasselbe nicht verrathen.

Wohl dem, der es vermag, unter Gesang an die Arbeit zu gehen, wohl dem, der unter ärmlichem Strohdach sich glücklich fühlt, und alle

Achtung vor dem, der die Geheimnisse seines Herzens vor dem Ungeweihten und Frevler verbirgt und sie nur der vertrauten Lebensgefährtin in leisem Geflüster offenbart, um einen innig dankbaren Blick zu empfangen, der ihm sagt: ich verstehe dich!

Und wirklich, das braunbekuttete Weib hat den flehenden Gemahl verstanden. Denn sobald der Bau des Nestes vollendet ist, legt es vier oder fünf fleischfarbige, dunkelbraunroth gefleckte und gelbbraun marmorirte Eier hinein und brütet sie mit dem treuen Männchen abwechselnd nach ungefähr vierzehn Tagen aus. In Folge des reichlichen Futters, das in nahrhaften Insekten besteht, wachsen die Jungen wie die Pilze und treiben rasch Kiele, aus denen sich eben so rasch Federn entwickeln. Ungestört dem Neste entschlüpft, hocken die Kleinen, oft ihrer fünf eng zusammengedrückt, ganz heimlich auf einem Jasmin- oder Weißdornzweig, nur zuweilen durch ein leises „Giäk" die Lust am dargebrachten Futter bezeigend. Naht sich ein Feind dem Neste, so drücken sich die Jungen darin, wird aber an den Zweigen oder an dem Neste gerüttelt, dann hüpfen sie sogleich nach verschiedenen Richtungen hin heraus und verkriechen sich sehr geschickt. Ergriffen und wieder in das Nest gesetzt, bleiben sie dann nie mehr darin, wie sehr sie dessen auch bedürfen mögen. Die Alten umkreisen in diesen Augenblicken der Gefahr das Nest wahrhaft verzweiflungsvoll und suchen durch Verstellung mittelst flügellahm scheinenden Flatterns an der Erde hin und unter ängstlich gätzendem Tone den Feind abzulenken. Ihre Anhänglichkeit geben sie auch später zu erkennen, indem sie ihre Jungen bis in den Herbst hinein mit sich führen. Das alte Männchen zieht der Familie mit einem angenehm klingenden Lockton, der einem Schnurrpfeifchen ähnlich lautet, voran. Gemeinschaftlich verzehren sie Johannis-, Hollunder- und Faulbeeren. Im August mausern sie, und um diese Zeit färbt sich der braune Scheitel des jungen Männchens schwarz. Uebrigens erkennt man viele Männchen schon im Neste an dem dunkleren Braun ihrer Käppchen. —

Leicht sind die Schwarzköpfe an rothen Hollunderbeeren unter dem Schlaggarn zu fangen, nachdem man sie vorher durch allmälig tieferes Anheften einzelner Trauben an Aesten des Gebüschs mehr und mehr dem von ihnen ungern besuchten Boden zugeführt hat. Mittelst der Sprenkel ist der Fang weit schwieriger zu bewerkstelligen, weil sie nicht gerne auf das dünne Stellhölzchen springen und den Faden scheuen. Anfangs hüpfen sie unruhig,

gewöhnlich auch gätzend, mit gesträubten Kopffedern um den Sprenkel herum und probiren, an den Traubenhollunder zu kommen, bald aber setzen sie sich in stiller Resignation auf den Bogen, woran der Sprenkel hängt, schielen aber doch begehrlich nach dem Köder, der so appetitlich sie anreizt. Ein unerfahrener Jüngling oder eine unvorsichtige Jungfrau läßt sich wohl verführen und geht in die Falle, aber die Alten sind enthaltsamer und warten ab, bis das Schicksal der kecken Jugend ihren gegründeten Verdacht bestätigt. Wenn es ihnen beim Erblicken eines verdächtigen Gegenstandes nicht geheuer ist, dann stoßen sie einen unheimlichen, dem Unkenruf verwandten Ton aus.

Der September bringt die schwarzen Hollunderbeeren, eine Lieblingsspeise der schwarzköpfigen Grasmücke. Die Mauser ist bis dahin fast durchweg vollendet. Das Herbstkleid zeigt dann weniger hervortretend das Aschgrau an Wangen, Hals und Brust, sondern mehr ein mattes, trübes Gelbgrau, was auch gewöhnlich der Grundton des Kleides älterer Vögel ist. Nun üben sich die Jungen fleißig, um Meistersänger zu werden. Auch alte Männchen erheben wieder ihre Stimmen und tragen mitunter den herrlichen Ueberschlag laut wie im Frühjahre vor.

O schöne Erinnerung an entschwundne Tage der Seligkeit! Wie seid ihr so eilend hingeflogen, ihr goldumsäumten Morgenwölkchen an tiefblauem Himmel! Wie seid ihr schnell verwelkt, ihr Blumen der Heimath, und habt das Haupt geneigt und den Schmuck der Vergänglichkeit abgelegt! Wie kurz seid ihr, Tage, geworden, und wie weit dehnen sich schon die schwarzen Nächte aus, um immer mehr von euerem Lichte zu verschlingen! Wie tief hast du dir deinen Standpunkt erwählt, große, wunderbare Sonne! Wenn ich dich am Abend durch Wolkenberge blicken sehe, so ist mir, als weintest du blutige Thränen hinab auf unsere Höhen — heiße Abschiedsthränen. Lebe wohl, lichte, verklärte Traumwelt der Vergangenheit! Mit dir ging der Seele der Himmel unter.

Im späten September und zum Theil auch noch zu Anfang des October führt der Schwarzkopf in den Hollunderbüschen ein stilles, einsames und träges Leben, so daß er nicht blos durch seine schwarze Kutte, sondern auch durch seine Lebensweise lebhaft an den Mönchsstand erinnert. Nicht minder theilt er in Hinsicht seines Fettansatzes in Folge des Genusses von Hollunderbeeren die Eigenschaft eines Mönches von specifischem Gewicht. Mehr denn

sonst hüpft er dann mit vorgebeugtem Körper von einem Zweige zum andern. Häufig kommt er im Herbst auch in die stillen Klostergärten, wo an hohen Mauern der Hollunderbaum gepflegt wird. Doch bald wird er seines Mönchslebens dort überdrüssig, die Klosterluft weht ihn frostig an und gibt seiner Freiheit liebenden Seele den Gedanken an Flucht, an ein seiner heiteren Natur entsprechendes Leben ein, und plötzlich schwingt er sich heimlich zur Nachtzeit über die Klostermauer, dem Süden zustrebend, wo es ihm jedoch ganz und gar nicht um die Nähe des Papstes, sondern nur um die Milde des italienischen Himmels und Clima's zu thun ist. Ach könnte dir doch mancher Klosterbruder oder manche Nonne über die hohe Mauer folgen! Aber die äußerlich still erscheinende Jungfrau bleibt in ihrer engen Zelle zurück, innerlich klagend:

Die hohe Klostermauer
Sieht trüb mich an,
Ich schau' in tiefer Trauer
Zu ihr hinan.

Oft hab' ich so gesessen
Die ganze Nacht
Und meine Qual ermessen,
Vom Wahn erwacht.

Hoch hat ihr Schwerdt geschwungen
Die Leidenschaft,
Ob ich auch heiß gerungen
Mit aller Kraft.

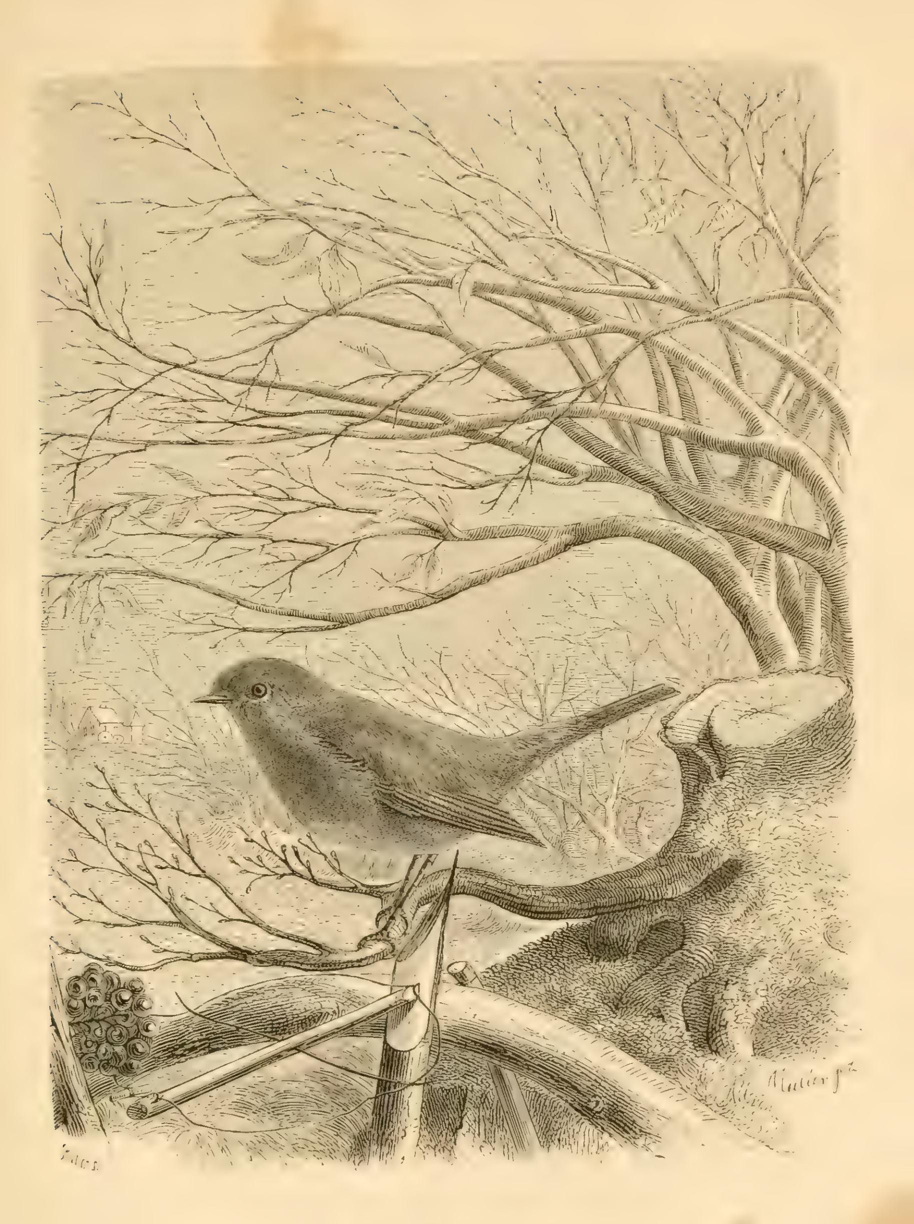
Im frommen Klageliede
Fleh' ich um Glück,
Doch kehrt der alte Friede
Nie mehr zurück.

Fort lebt in meinen Träumen,
Der mich geliebt,
Die sich in stillen Räumen
Im Beten übt.

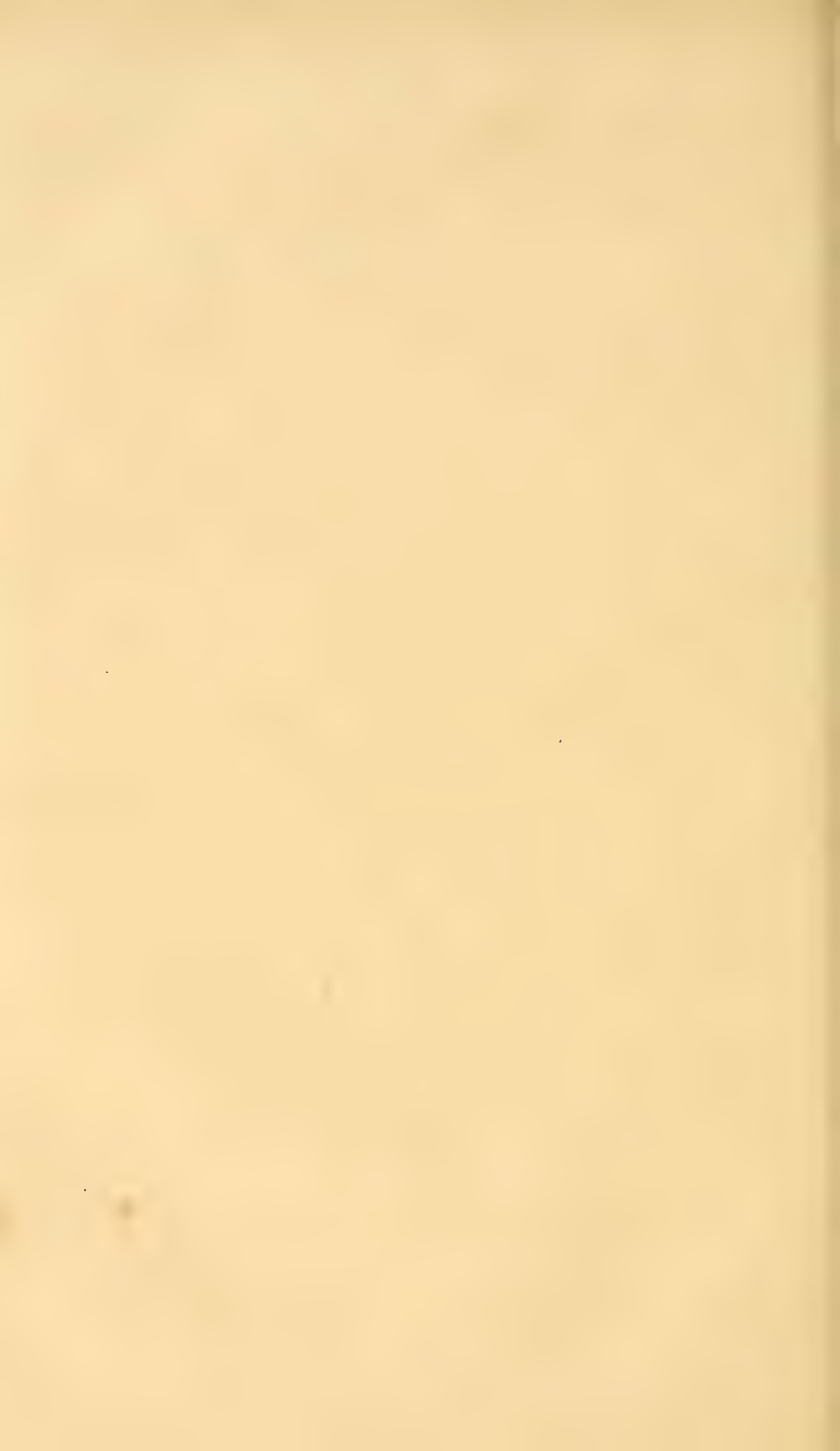
Es bleicht der Jugend Rose
Die Klosterluft,
Mein Haupt, das ruhelose,
Neigt sich zur Gruft.

Die Liebe, ja die Liebe,
Sie tödtet noch; —
Natur mit ihrem Triebe,
Verträgt kein Joch.





Das Rothkehlchen.



Das Rothkehlchen. (Motacilla rubecula. L.)

(Von F. M.)

Wer eine glückliche Kindheit durchlebt hat, der denkt gerne an die rosenfarbenen Erscheinungen aus derselben zurück, denn die Eindrücke, die er damals empfing, sind tief in's Herz gegraben, und noch in späten Jahren greift unsere geschäftige Phantasie die Kinderspiele auf und wiederholt sie. Unvergeßlich besonders sind die Erlebnisse, welche mit der freien Natur, mit der Romantik der Fluren und Wälder in Verbindung stehen. Die Gegenstände, die damals mit geheimnißvollem Entzücken unsere Zuneigung weckten, tauchen später vor unserem Blicke freundlich grüßend, wie liebe alte Bekannte, auf und laden uns zuweilen zur Rast mitten in unserem Streben nach ernsteren Dingen und Zielen ein.

Süße Rast winkt auch mir in diesem Augenblick ein traulicher Gegenstand, ein liebliches Geschöpf zu, das manche Stunde meiner Knabenzeit mit Freude füllte, und das jetzt wie ein Phönix aus der Asche der Vergangenheit sich erhebt.

Zu den ersten Kunstwerken, die ich fertigte, gehört der Sprenkel, in welchem das Rothkehlchen gefangen wird. Hat je ein Künstler mit innerer Befriedigung und mit Vertrauen auf Erfolg sein vollendetes Werk betrachtet, so war es der den Büschen mit dem Sprenkel zueilende beglückte Knabe. Und als das erste Vögelchen daran flatterte, als des Knaben Hand das Pochen des geängsteten Herzchens fühlte, sein Auge den scheuen Blick, den olivenfarbnen Rücken, das frische, tief sich hinabziehende Orange der Stirne, Kehle und Brust betrachtete, sein Mund das staunende Ach! hervorstieß, und das Selbstgespräche unter der Herrschaft der entfesselten Phantasie begann: — wer schildert, wie ihm da war? Mehr kann der erste Kuß der Geliebten den Jüngling nicht berauschen. Und was will gegen den Zauber jener schönrothen Kehle das Roth des ersten Ducatens sagen, welcher einem jungen Schriftsteller von der Redaction eines vielgelesenen Blattes für eine Erstlingsarbeit mit ermunterndem Begleitschreiben zugesendet wird? Wohl dreht er ihn zehnmal in der Hand um, nicht etwa vielleicht, weil er seiner bedarf, sondern weil er das erste Zeichen der Anerkennung seines Strebens

ist; aber es fehlt jene Unbefangenheit, jenes Erfassen und Genießen des Augenblicks ohne alle Reflexion, das nur der Kindesseele eigen ist. —

Das Rothkehlchen erscheint gegen das Ende des Monats März und läßt sogleich nach seiner Ankunft sein kurzes, aber tief empfundenes feierliches Lied hören. Stimmen viele Rothkehlchen zusammen am frühen Morgen dieses Lied an, dann ist die Wirkung ähnlich wie diejenige, welche man im Freien beim Sonntagsgeläute empfindet. Immer werde ich dann an Uhland's unvergleichliche Strophe erinnert:

„Anbetend knie' ich hier;
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir."

Wie ein Morgengebet klingt diese feierliche Weise und am Abend, wenn andere Vögel verstummt sind, verhallt sie leiser und leiser wie ein Gebet, das mit einfachem, heiterem Wesen und mit rührendem Tone vorgetragen wird.

In den schönen Flitterwochen singt das Rothkehlchen zu jeder Tageszeit, doch wenn die häuslichen Sorgen beginnen, wenn die Jungen um das „tägliche Brot" schreien, und die Nachstellungen der Feinde die Wachsamkeit der Eltern in Anspruch nehmen, hört man es am Tage wenig oder nicht singen. Aber Abends, wenn die Kinder unter den Fittigen der zärtlichen Mutter schlummern, und alle anderen Vögel verstummt sind, schwingt sich der fromme Sänger auf einen hervorragenden Zweig des Baumes oder Gebüschs und läßt hören, wie zufrieden er sein Tagewerk vollendet.

Als Bräutigam und junger Mann hat Mancher viel gesungen und sich, so zu sagen, seine Gattin zu eigen gesungen. Aber seitdem den Buben zu wehren ist, und die Mädchen gelehrt werden müssen, seitdem das Jüngste ohrzerreißend secundirt, wenn des Vaters Stimme sich erhebt, seitdem wird das traute Dämmerstündchen abgewartet, wo das junge Völkchen in die goldne Traumwelt einkehrt und mit guten Engeln spielt. Dann sitzt die treue Mutter an dem Bettchen ihres Lieblings und lauscht den Tönen ihres singenden Gatten, der einst als flotter Student unter dem Fenster der Gefeierten seine Huldigungen in flehenden Ständchen darbrachte. —

Bescheiden ist das Rothkehlchen in der Wahl seines Wohnortes, denn es nimmt vorlieb mit der kleinen Hütte und niedrigen Hecke, wenn es keine Nachstellungen zu fürchten hat. In Wäldern und Gärten ist es überall

verbreitet. Aber wenige nisten gerne in Gärten, die meisten lieben den dichtbelaubten Wald von allen möglichen Holzarten. Sein nicht sehr künstliches Nest baut es jährlich gewöhnlich zweimal von Moos, Gras und Federn unter Rasen oder Moos oder eine hohle Baumwurzel, auch in Reiserhaufen und an alte Köhlerhütten, in welches das Weibchen das erstemal gewöhnlich sechs bis sieben, das zweitemal vier bis fünf Eier legt, die gelblich weiß und röthlich gefleckt sind und von ihm allein ausgebrütet werden. Männchen und Weibchen füttern die Jungen, welche erst mit den zweiten Federn das schöne Orange der Stirne, Kehle und Brust erhalten, mit allerlei Insekten auf.

Lange weilt die Rothkehlchenfamilie bei uns. Ihr gefällt es in der Heimath, und nur dem Drange der Nothwendigkeit weicht sie endlich, nachdem sie noch manchen rauhen Herbsttag mit uns durchlebt hat. Viel trägt das Rothkehlchen zur Verschönerung des Herbstes durch sein zutrauliches, munteres Wesen in den Büschen und Hecken unserer Gärten bei, indem es in neckender Weise sein „Pst" „Pst" erschallen läßt. Manches eifrige junge Männchen singt plötzlich so laut, daß man sich in den Frühling zurückversetzt wähnt. Sollte so ein Gelbschnabel schon zu tief in das schöne Auge einer jungen Nachbarin geblickt haben? Doch siehe, die Regung hält nicht lange an, ein unfreundlicher Tag gebietet ihm Schweigen. Die feine Aufmerksamkeit fesselte, war noch eine unbestimmte Neigung. Aber aus Kinderspiel wird oft Ernst. „Alte Liebe rostet nicht." Gebt Acht, im nächsten Frühjahre führt er vielleicht die Kleine als Braut heim. Auch läßt sich zuweilen ein altes Männchen noch in's Feuer bringen. „Alter schützt vor Thorheit nicht." Frau Gemahlin hat das alte, von häuslichen Geschäften ruinirte Kleid ausgezogen und ein neues angelegt, in welchem sie sich dem Gatten schöner als je präsentirt. Aber sie will von den Liebesergüssen nichts wissen, sie lauscht ihnen nicht wie ehedem, ob ich gleich nicht darauf schwören will, daß es ihr nicht schmeichle. Indessen wir können diesen Rothkehlchenmännchen schreiendes Unrecht thun, indem wir nur auf menschliche Weise nach dem urtheilen, was vor Augen ist. Vielleicht sind diese scheinbar verliebten Aeußerungen Seelenoffenbarungen ganz anderer Bedeutung, tief empfundene Abschiedsworte, die in Wehmuth uns zurufen: auf Wiedersehen! —

Das Herbstgefühl durchzieht gewiß nicht allein die Menschenbrust. Sein melancholischer Hauch wird auch in die Seelen niederer Geschöpfe getragen. Freilich ist's dann nur eine unbestimmte, unbewußte Ahnung, ähnlich wie

der Trieb des wandernden Vogels, der ihn zur rechten Zeit zum Aufbruch und zur Rückkehr mahnt. Das kommt von Ungefähr, wie vom Himmel eingegeben, und doch liegt die Werkstätte dieser Empfindung nur in der Natur des Geschöpfes selbst, dessen zarte Seele von allen Schwingungen im großen Organismus der Natur wiedertönt.

Im Herbst werden Tausende von Rothkehlchen gefangen, leider zum Theil in der Absicht, mit ihrem zarten Fleisch den Gaumen der Feinschmecker zu kitzeln. In Italien fällt man über die Sänger unsrer Heimath überhaupt erbarmungslos her und mordet sie massenhaft. Anders ist's, wenn man das Rothkehlchen zu seinem Vergnügen halten will und zur Vertilgung der Fliegen. Und Vergnügen bereitet es wirklich, denn rasch gewöhnt sich das liebe Vögelchen an die Stube, schnappt die lästigen Mücken weg, pickt die Brotkrümchen von dem Fußboden auf, setzt sich wohl auch auf Kopf und Schulter seines Pflegers und erheitert durch artige Sprünge und sinniges Gezwitscher. Wer möchte es darum dem Bauer oder Handwerker verdenken, wenn er das Rothkehlchen in seinem Zimmer hält und es pflegt wie sein eignes Kind, ja ihm sogar größeres Recht als dem Weibe und Kinde gewährt? In einem Hause fraßen einst eine Katze, ein Staar und ein Rothkehlchen aus einem Tröglein. Welche Aufgabe der Selbstbeherrschung für die Katzennatur! Welche Zumuthung andererseits für das zarte, ängstliche Rothkehlchen! Aber der Umgang mit Menschen bändigt allmälig die wildeste Natur und verwandelt die Furcht des zartesten Geschöpfs in harmloses Vertrauen.

Sonderbar, daß sich das Rothkehlchen im Zimmer mit andern Vögeln, ja selbst mit seinen Verwandten nicht verträgt, da es doch sonst eine sanfte, friedliche und fromme Natur zeigt. Uebrigens kommt Keiner dahinter, wer eigentlich anfängt. Wer weiß, was für Gesichter ihm die Andern schneiden, die wir Menschen nicht verstehen, und welche Herausforderungen stattfinden? Es gibt Leute von stiller, bescheidener und sanfter Gemüthsart, die grimmig wie Löwen werden, wenn man sie reizt. Man soll überhaupt nicht gleich aus einzelnen Aeußerungen auf den Charakter schließen. Der Gesammtausdruck des Lebens ist der Maaßstab, den der eben so weise, als gerechte Kritiker anlegt. —

Wie nett und sauber hält sich das Rothkehlchen! Jeden Tag nimmt es ein Bad und putzt die Federn rein. Kommt ein Fremder in's Zimmer, so



Die graue Grasmücke.



ist es überaus höflich und macht die artigsten Diener. Und sieh' es dabei nur recht an! Das sind durchaus kein angenommenen Manieren, keine scheinheiligen, seine Natur erniedrigenden Schmeicheleien, sondern Huldigungen einer reinen Seele, die Alles um sich her heiter und glücklich sehen möchte.

Hier und da kann sich ein Rothkehlchen vom geliebten Heimathsort nicht trennen. Es zehrt die letzten Hollunderbeeren und Pfaffenhütchen auf, und selbst wenn diese es nicht mehr nähren, leidet es lieber Frost und Hunger, als daß es sich zu wandern entschlösse. Traurig durchsucht es dann unsere Gartenhäuschen, Holzställe und Böden und hält sich gerne in der Nähe der Bienenstände auf.

Da hat es an warmen Herbsttagen noch manches Bienlein weggeschnappt, das ihm in der Erinnerung leben mag, wie Egyptens Fleischtöpfe dem Volke Israel. Aber die Bienen sitzen in ihren Stöcken fest und zehren an dem gesammelten Honig. Wird die Kälte nicht allzu strenge, dann überlebt es den Winter, und schon an wärmeren Februartagen hebt leise sein Triumphlied an.

Die graue Grasmücke. (Motacilla hortensis. L.)

(Von F. M.)

Die graue Grasmücke wählt zu ihrer Rückreise in die Heimath eine Zeit, wo schon das junge Laub mit dem zarten Hellgrün die Buchenschläge ziert, und in den Gärten der Duft süßer Blüthen das summende Völkchen der Insekten anlockt. Die Natur hat schon einen großen Theil ihres Schmucks angelegt, die Wiederkehrende zu empfangen; die Lieder anderer Vögel tönen ihr jubelnd entgegen, und ihr „Tischchen ist gedeckt", reich beladen mit den unerschöpflichen Gaben einer unsichtbar waltenden und segnenden Macht. Kein Wunder, daß Lust und Freude die Seele des holden Sängers bewegt und im Klang heller Jubeltöne nach Ausdruck strebt. Voll und rund entströmen Flötentöne ihrer kleinen Kehle, die sich kräftig ausdehnt unter der Wucht derselben; rein rollen sie dahin wie die Silberwellen des Felsenbachs und schlagen als ächte Waldtöne an unser Ohr. Besonders mächtig ist ihr Eindruck, wenn der Vogel dem Hörer sehr nahe kommt und ungesehen seine

Töne mit der ganzen Kraft seines Stimmorgans zu Tage fördert. Es liegt in diesem Gesang keine Melodie, es ist vielmehr der rastlose Fortgang einer Monotonie, die ermüdend sein müßte, wenn nicht Zauber und Erhebung auf das menschliche Gemüth durch den Gesammteindruck wirkte. Eine Fülle von Klang und Wohllaut ist in jeden Ton gehaucht, er ist der Art, daß er neben der Form für das Ohr zugleich eine Form für das Auge annimmt, also Gestalt für uns gewinnt. Mir kommt er vor wie ein stark sprudelnder Waldesquell, welcher durch seine kugeligen Wellen tief murmelnd über sein dichtbeschattetes Moosgestein rollt. Und so erquickend und kühlend wie dem dürstenden Gaumen die Quelle, so erfrischend und waldesduftig weht der starke Strom dieser tiefernsten Rolltöne an unser Ohr. Doch diese herrlichen Töne wechseln leider mit leiserem Geflüster und Geschwätz ab, und ich erinnere mich nicht, jemals eine graue Grasmücke gehört zu haben, die nicht auch scharfes Gezisch, in der Nähe etwas die Nerven afficirende Sägetöne in ihren Vortrag eingemischt hätte. Sehr viele solcher Grasmücken tragen am Schluß ihres Gesanges den Ueberschlag des Mönchs stümperhaft, wenige vollkommen gut vor. Sonst nehmen sie nicht leicht fremden Liederschmuck an.

Hinsichtlich ihres Wohnortes ist unsere Grasmücke durchaus nicht wählerisch, denn sie scheint sich in jungen Fichten-, ja selbst in Kiefernwaldungen eben so heimisch zu fühlen wie in Eichen- und Buchenschlägen. Auch läßt sie sich in Gärten nieder, wo die Laube oder Hecke oder der Rosenstrauch sie einladet, ihr kunstloses, aus dürren Grashalmen, mit wenigen Pferdehaaren gefüttertes Nest ziemlich tief zu bauen und drei bis fünf gelblich grauweiße Eier mit ölgrauen, zuweilen ein wenig variirenden Flecken auszubrüten. Uebrigens baut sie auf einzeln stehende Stämmchen, namentlich auf Rosenbäumchen ihr Nest sorgfältiger und fester, als in dichtbelaubtem Gebüsch, das an sich schon Schutz bietet. Das Männchen singt, so lange es baut, oft lang und laut im Neste. Die Jungen, welche dem letzteren schon sehr frühe entschlüpfen, weil ihnen die Unruhe mit der Geburt in die Haut geheilt ist, tragen ein schmutziggraues, lockeres Gefieder und zeigen einen düstren, etwas unheimlichen Blick. Sobald man sich unvorsichtig ihrem Neste nähert oder sie scharf in's Auge faßt, stürzen sie sich mit großer Angst in die Büsche und geben nicht eher einen Lockton von sich, bis sie sich ganz sicher fühlen. Die Alten aber machen großen Lärm

und suchen, wie andere Grasmücken, den Feind von den Jungen abzulenken. Kommt eine zweite Brut zu Stande, so findet sie zu der Zeit statt, wo schon einzelne rothe Hollunderbeeren zur Reife gelangt sind. Solche dienen alsdann ebenso häufig neben mancherlei Insekten zum Futter für die Jungen, als Erdbeeren bei der ersten Brut im Juni.

Charakteristisch im Wesen der grauen Grasmücke ist eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Unruhe, ein nimmermüdes Hin- und Herhüpfen und Fliegen. Dabei weiß sie sich sehr verborgen zu halten, so daß sie die Richtung ihrer Umgänge oder ihres Standortes nur durch ihre Stimme verräth. Sie wählt sich, wenn nicht andere anwohnende Paare sie darin beschränken, einen ziemlich großen Umkreis von Bäumen und Büschen zum regelmäßigen Besuch. Entweder wandert sie auf und ab mit selten unterbrochenem Singen, Nahrung suchend, oder sie nimmt einen hohen, freien Standpunkt zu ihrem musikalischen Vortrag ein, wozu namentlich sonnige, windstille Tage sie geneigt machen. So in seine Weise vertieft, merkt der sonst aufmerksame, gewöhnlich scheue Vogel mitunter den heranschleichenden Hörer nicht. Mehr noch als der Mönch sitzt und singt diese Grasmücke mit vorgebeugtem Körper. Von ferne betrachtet, scheint sie in gewöhnliches Grau gekleidet; nur ganz nahe gemustert, gewahrt man auf ihrem Rücken den sanften olivenfarbenen Anhauch und die dunklere Zeichnung der Steuer- und Schwungfedern. Der Unterkörper trägt dagegen die hellgraue, in's Graugelbliche spielende Farbe, und Bauch wie Kehle zeigen ein nicht ganz reines Weiß.

Im August verlassen viele graue Grasmücken schon ihren Brutort, um solche Plätze aufzusuchen, wo sie Beeren finden, die sie in großen Mengen verschlingen. Auch suchen sie um diese Zeit in Feld- und Hausgärten fleißig nach Raupen des Kohlweißlings im Kraut und säubern die Obstbäume von allerlei schädlicher Bevölkerung. Zu dieser Zeit habe ich sie sogar schon auf Dächern in der Nähe der Hausgärten sitzen sehen.

Wenn der schwarze Hollunder reif geworden ist, dann verschmäht dieser Vogel fast jede andere Nahrung und setzt viel Fett an. Still hält er sich und träge wie der Mönch in den Hollunderbüschen bis zum Wegzuge, der im Laufe des September erfolgt. Lange sitzt er oft mitten unter den Beeren, die Verdauung in Ruhe abwartend, um von Neuem sich wieder mit Ballast zu beschweren. Welch' ein Unterschied zwischen dem feurigen, nimmer-

müden Sänger im Frühling und Sommer — und dem stillen, fleischlich gesinnten Fresser im Herbste! Seine materielle Richtung läßt kaum das Edle seiner Sängernatur noch erkennen. Seine Unmäßigkeit wird in Italien häufig die Ursache seines Verderbens, denn der Italiener stellt ihm seines äußerst fetten Bratens wegen sehr nach. Dennoch liefert der Mai des folgenden Jahres immer wieder ein bedeutendes Contingent dieses beliebten ächten Waldsängers.

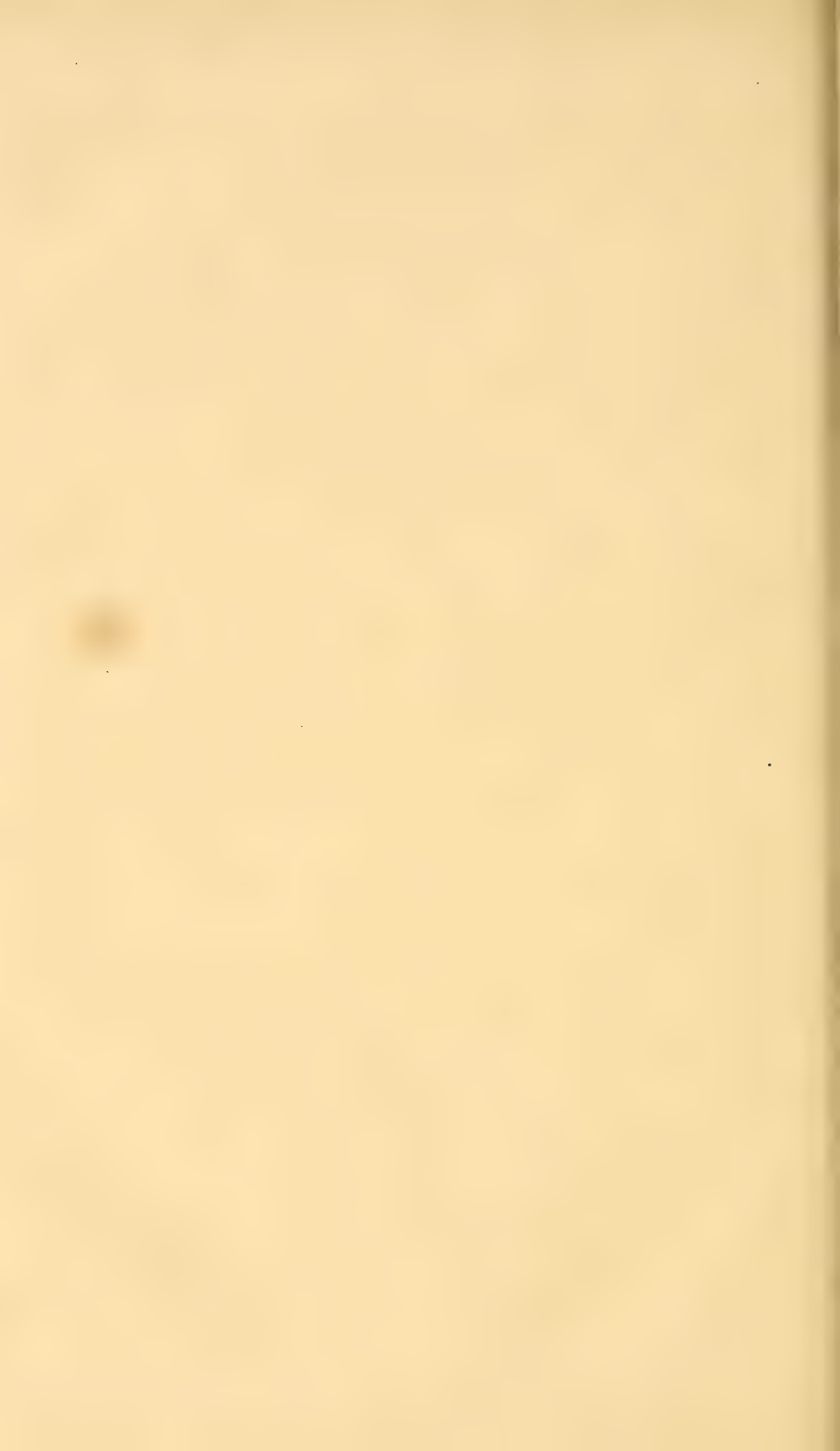
Der Fitis. (Motacilla acredula. L. Sylvia fitis. Bechst.)

(Von J. M.)

Tauch' auf aus deinem Waldes- und Blüthendämmer, du allerliebstes Bild des zartesten Frühlingssängers! Es überkommt mich bei der Erinnerung an dich wie das Säuseln des Lenzes, der wallende Duft blühender Waldesbäume und das heimliche Summen der Bienen im lachenden Lichte des Frühlingshimmels. Weiße Wölkchen treibt der Zephyr leise vor sich her im blauen Aether. Und über das friedliche Idyll dieses Bildes strömt der Maihauch deines sanften Liedchens dahin wie ein Schalmeichen der blauen Himmelsweide da droben. Alle selige Lust der jungen Natur trägt sich und wiegt sich und säuselt auf den zarten Wellen deiner Strophe. Ein Götterfünkchen glimmt in deiner Brust und entzündet sich, überströmend im blühenden Segen der Weiden, zu einem Wonnegesang. Mir wird bei deiner Weise, wie wenn der West um die Weidenkätzchen plötzlich melodisch erklänge und auf luftiger Welle von Ton zu Ton an unser Ohr herniederwalle. Wie seh' ich dich lebhaft, eine kleine Grazie, in den Waldheegen und an den Wiesenbächen bienenumsummst von Zweig zu Zweig schweben, und wie zart klingt dein hold gezogenes Lockstimmchen „fit", wie anmuthig dein Gesang wipfelhernieder mit seinem Diminuendo, als wollt' er alles Glück und alle Freude der Seele mit einemmale ausgießen. In dieser kurzen Spanne von Melodie — welche tiefe Innigkeit, welch' seliger Jubel, welches sterbende Entzücken! Dir, o himmlische Frühlingsweise, dir melodischem Sommerfädchen von Tönen, ist nichts vergleichbar!



Der Fitis.



Halte einen Augenblick inne, du flatterndes, lebendiges Entzücken in den blühenden Zweigen, damit ich auch dem Auge deine Gestalt und Färbung näher bringe. Sieh! da hast du einen Schmetterling erhascht und sitzest stille, mit dem spitzen, dünnen Schnäbelchen ihn auf einem Aste zurecht pickend. Wie gleicht dein Kleid doch dem Charakter deines Liedes! Die tiefe, zarte Olivenfarbe des Oberkörpers deckt dich wie mit dem Mantel der Sanftmuth und Bescheidenheit. Verborgen und nur sichtbar in der schwebenden Wonne des Gesanges und der flatternden Insektenjagd, zeigt sich unter den gelüfteten Schwingen ein helles Schwefelgelb in der Nähe deines singenden Herzens, und auf dem Weißgelb deiner Brust und Kehle taucht erst bei näherer Betrachtung ein fein übersätes höheres Gelb auf. Der Glanz deiner Augen hebt sich gleichfalls erst in der Nähe durch einen weißgelben über dem braunen, durch die Augen ziehenden Streifen, dein niedliches Köpfchen durch seine gelben Wangen, sowie die braunen Schwungfedern an Flügeln und Schwanz durch grüne Einfassung. So auch enthüllt sich der Schmelz deines Liedes erst dem aufmerksam Horchenden, ja sein inniger Ausdruck gewinnt um so mehr, je näher man dir ist. Der zutrauliche, kaum vier und ein halb Zoll lange Fitis läßt uns denn auch oft fast so nahe herankommen, wie das Goldhähnchen, und durch sein immer glatt anliegendes Gefieder wird seine schlanke Gestalt noch augenfälliger, so daß der Vogel von ferne einem Weidenblatte gleicht, wodurch er auch mit der ganzen Gruppe seiner nächsten Verwandten, von der Bastardnachtigall herab bis zum kleinen Weidenzeisig den Namen Laubvogel erhalten.

Zur Paarzeit im April läßt der Kleine am lautesten und innigsten sein Frühlingsschalmeichen erklingen, und der Liederwettkampf der Hähnchen in den jungen Vorhölzern und Lustgärten zwischen dem heimlichen Murmeln und Rauschen der Bäche, dem hellen Blick des Himmels und dem sanften Wehen des die Blüthenkätzchen fächelnden Westes weckt süßes idyllisches Lenzgefühl. Ein Sahlweidengebüsch nach dem andern in den Waldheegen erschallt dann melodisch von den lenz- und liebesberauschten Kehlchen in seinen Zweigen. Ein wahrer Seelenerguß scheint den sich Antwortenden zu entströmen, und bei manchen Sängern irrt der Ausdruck wahrhaft von der höchsten Höhe des Jubels im Eingang der Strophe bis zum tiefsten, hinsterbenden Decrescendo und Ritardando des Schlusses herab. Es ist die

innerste Melodie der sich in Wonne enthüllenden Sanftmuth und Grazie und darum so unvergleichlich anmuthig und reizend für unser Ohr.

Mit dem eroberten Weibchen baut sich der Fitis ein verhältnißmäßig sehr großes, aber sorgfältiges Nest mit Moos, Flechten, Halmen und Federn in Form eines Backofens auf die Erde in das Moos, Gras und Gestrüppe. Das Volk nennt unsren niedlichen Baumeister deshalb auch das Backöfchen. In der vollendeten Wohnung erscheinen innerhalb acht bis zehn Tagen sechs weiße, violettbesprengte Eierchen, welche in vierzehn Tagen ausgebrütet sind. Nicht selten spionirt auch der Eindringling Kukuk das Nest aus und legt dem überraschten Ehepaare ein plumpes Ei in die Haushaltung. Da gibt es denn nach der Brut unendlich viel saure Arbeit für die beiden Leutchen. Von Morgens bis Abends fliegen sie Insekten haschend ab und zu, um dem aufoctroyirten, unflätigen Nimmersatt den gelben Bettelmönchsrachen zu stopfen. Einen rührenden Anblick bot mir einstmals ein Pärchen Fitise, das, einem solchen Pupill unaufhörlich Futter zutragend, von den Strapazen halb federlos geworden war. Der Unhold hatte, beinahe flügge, das Nest verlassen und schnappte als stabiler Fettwanst auf einem Strunke die von dem Fitispärchen fast nicht mehr aufzubringende Nahrung in den unergründlichen Schlund seines Klosterbruderleibes. Dabei riß der usurpatorische Stiefsohn beim Sperren den Rachen auf, als wolle er mit dem Insekten minimum des dargereichten Futters die sich aufopfernden, allerliebsten kleinen Pfleger mit verschlingen. Ich haschte in halbem Unwillen den Ruhestörer des edlen Sängerpaars und fütterte ihn daheim mit Ameiseneiern zu einem Kapitalkukuke auf, wonach ich ihn zum Selbsterwerb in's Freie fliegen ließ. Dabei dachte ich unwillkürlich: „Hättest du die Macht, du hübest die schmarotzenden Kukuke unter den Menschen allesammt aus den Nestern und gäbest sie den Mühen und Drangsalen des nützlichen, fördernden Lebens zurück.“ —

Der Fitis wird auch der große Weidenzeisig genannt zum Unterschiede von seinem etwas kleineren, häufigeren, aber talentlosen Vetter, dem kleinen Weidenzeisig (M. rufa. L.). Unser edler Sänger verhält sich zu diesem langweiligen Hämmerer und Radbrecher, wie etwa die natürliche Grazie eines Dichtergenius zu der organlosen Unbeholfenheit eines Poetasters. —

Man kann sich leicht denken, welche niedliche Geschöpfe die jungen Fitischen als Miniaturbilder ihrer netten Eltern sind. Eben erst ausge-

flogen, sehen sie, mit ihren stumpfen Schwänzchen kaum drei und einen halben Zoll lang, allerliebst aus. Die reichlich ihnen von den zärtlichen Alten zugebrachte Insektennahrung fördert sie bald zu selbstständigen Wesen, die sich nach und nach in Sträuchern und Bäumen auf der Fliegen- und Schmetterlingsjagd einüben. Da ist's denn sehr ergötzlich anzusehen, wenn die Schüler es den gewandten alten Meistern im Schnappen und Flughaschen gleichthun wollen. Hier knappt ein gelbschnäbliger Knabe unbeholfen statt der um ihn tanzenden Fliege oder der vorbeisummenden Hummel die blaue Luft, dort schießt ein kleines, schlankes Fitismädchen einem oft nicht viel kleineren Schmetterlinge vorbei und hat das Nachsehen. Manchmal bringt die Hitze der Verfolgung das Völkchen bis auf die Erde, oder ganz nahe an Menschen und Thiere heran, wo es dann, bei deren Anblick plötzlich aus der Leidenschaft erwachend, im Schreck lanzettenspitz zusammenfährt und auf Augenblicke scheu und flüchtig wird. Die Uebung macht Jüngling wie Jungfrau inzwischen zu eben so gewandten Insektenjägern, als sie die ersteren durch das Herbstgezwitscher hindurch nach und nach bis zum ausgeprägten Lenz- und Minnesang emporleitet. Als ausgemauserte Fitise sehen wir sie denn auch gegen den Herbst hin in frisch olivengefärbtem Oberröckchen und schöngelbem Unterkleide die Erbsenrabatten der Gärten nach Insekten durchhüpfen, wobei sie ihr zartes helles Lockstimmchen, und die jungen Männchen unter ihnen an sonnigen Tagen wohl auch die ersten Ansätze zum künftigen Gesange, hören lassen.

Manchmal geht der Fitis in den Sprenkel, vor welchem ein Mehlwurm zappelt, oder in das Schlaggarn, unter dessen Sprungweite man lebende kleine Käfer und gelähmte Fliegen als Köder in ein versenktes, glattes Behälter von Erdgut unter die Stellgabel bringt. Berührt der Vogel die letztere beim Zufahren nach den Insekten, so schnellt das Garn über ihn, noch ehe er an die eigne Schnelligkeit denkt. In der Gefangenschaft, bald an das Universalfutter von geriebenen Möhren und Semmeln gewöhnt, wird er schnell zutraulich. Namentlich unterhält er — wie schon L. Bechstein erwähnt — angenehm, wenn man ihn in der Stube herumfliegen läßt, woselbst er sich erhöhte Plätze sucht, von welchen aus er den Fliegenfang alsbald beginnt und auf welche er zum Verzehren der Beute gewöhnlich zurückkehrt.

Der September entführt uns mit so vielen angenehmen Sängern auch das liebliche, zarte Laubvögelchen zu den wärmenden Strahlen und den

ewigen Blüthen des Südens. Ob es sich dort in den Orangen- und Zitronenhainen und bei aller lachenden Herrlichkeit aber so heimisch fühlt, wie in seiner schattigen Wälderheimath? — ich bezweifle es: denn wie könnte es sonst so frisch und froh, so selig und wonnetrunken dem heimlichen Dämmer seines Waldes mit den wehenden blühenden Weiden und den moosbewachsenen Quellen in der alten lieben Heimath zueilen? Ja, im duftenden, schwellenden Moose unter Waldeswehen und Quellenrauschen bist du geboren, hier unter dem frischen Zuge unsres Himmels ist und bleibt deine Heimath, hier bei uns, du allerliebster Sänger, singe deinen Frühlingsgesang voll tiefer Innerlichkeit zur Lust und Freude deutschen Gemüthes!

Der Baumpieper oder die Pieplerche. (Alauda trivialis.* L. Anthus arboreus. Bechst.)

(Von A. M.)

Obgleich kurz und ohne Mannigfaltigkeit und Abwechslung, ist das Lied des Baumpiepers doch von so eigenthümlich wohlthuender Wirkung, daß es mitten im schmetternden und flötenden Concert hervorragender Sänger der Aufmerksamkeit werth gehalten werden muß.

In Grasgärten, nahe den menschlichen Wohnungen, kannst du diesen Vogel an sonnenklaren, warmen Tagen des zu Ende gehenden März oft schon fleißig singen hören. Auf kahlem Apfel- oder Birnbaume oder einer Ulme sitzt das fünf und ein halb Zoll lange Thierchen. Sein Frühlingskleid, das es noch vom vorigen Sommer trägt und das dem unfreundlichen Witterungswechsel ausgesetzt war, ist gebleicht. Matter schimmern die oliven grüngelbliche Farbe des Oberkörpers mit den dunkelbraunen, kommaartigen

*) Wohl mit Unrecht ist unsere sanfte, musikalische Pieplerche von dem großen Naturforscher Linné mit dem Beinamen trivialis bedacht worden: denn sie hat weder in ihrem Wesen, noch in ihrem Gesange etwas Triviales (Gemeines, auf Straßen zu Findendes), noch ist sie in einem besonderen Grade häufig und alltäglich. Dieses Beiwort gebührte viel mehr dem Alltagsleierer unter den befiederten Sängern, dem kleinen Weidenzeisig. Mit größerem Rechte könnte man den Pieper Alauda vel Anthus sentimentalis nennen, da die Bechstein'sche Benennung Anthus arboreus einer Verwechslung mit der Baumlerche (Alauda arborea) nicht unbedingt vorbeugt. A. M.

Strichen, der kaum merklich gebogene, in's Gelbe spielende Streif über dem Auge und die zwei kleinen Binden des Flügels von gleicher Farbe. Auch die schwärzlichen Schwung- und Steuerfedern sind getrübt. Nur die zur Seite der gelblichen Kehle über Brust und die Seiten des weißen Bauchs herablaufenden schwarzen Längeflecken treten deutlicher hervor. Da sitzt das liebeselige Vögelchen und wippt von Zeit zu Zeit, namentlich wenn es mit seinen hohen, weißlichen, unbespornten Füßen ein wenig auf dem Aste hinläuft, oder auf einen andern springt, mit den dicht und etwas zur Seite zusammengehaltenen Schwanzfedern. Plötzlich aber lüftet es die Schwingen und schwirrt unter leise anhebendem, nach und nach steigendem Gesange in die Luft bis zu einer Höhe von siebenzig bis achtzig Fußen, dann schwebt es mit ausgebreiteten, meist stetig über den Rücken hochaufwärts gehaltenen Flügeln unter verhallendem Liede gewöhnlich auf denselben oder einen nahe stehenden andern Baum herab, wobei einzelne Töne sich scheinbar mühsam aus der Kehle hervordrängen, gleich als lasse eine plötzlich hemmende, überschwängliche Rührung den Ausdruck nicht zu. Das ganze Liedchen besteht aus jener steigenden und dieser sinkenden Strophe, so daß es in der That als trefflich begleitende Weise des auf- und niedergehenden Flugs betrachtet werden kann. Eine Wendung des Liedchens streift und erinnert an den Gesang der Canarienvögel. Sein Hauptcharakter spricht sich, neben dem schon erwähnten obligatorischen Ausdrucke, in einem melodischen Ziehen der Töne aus, welches die anspruchslose Weise wie mit dem Hauche einer tiefen Sehnsucht durchdringt, die sich zuletzt mit jenen mühsam herausgepreßten Lauten gleichsam in ein Schluchzen verliert. — Dann und wann schwebt der liebliche Sänger hinab in das Gras oder an wüste Stellen des Bodens, wo er Insekten und deren Larven und vorzüglich gerne Käferchen aufsucht. Dabei läuft er sanft wie das Blaukehlchen über die Erde hin. Doch bald kehrt er, lebhaft angeregt durch den mächtigen Zug der Verjüngung, zu dem edleren Triebe des Gesanges zurück, den er stundenlang in derselben Art und Weise wiederholt. Wo mehrere Männchen ihre Standorte nahe bei einander haben, entsteht ein edler Wetteifer zwischen ihnen, und in ordnungsmäßiger Abwechslung endigt der Gesang des einen und beginnt der des andern Vogels.

Das aus Halmen und Pferdehaaren bestehende Nest baut die Pieplerche gewöhnlich zweimal des Sommers in verwahrloste Waldungen auf Haiden

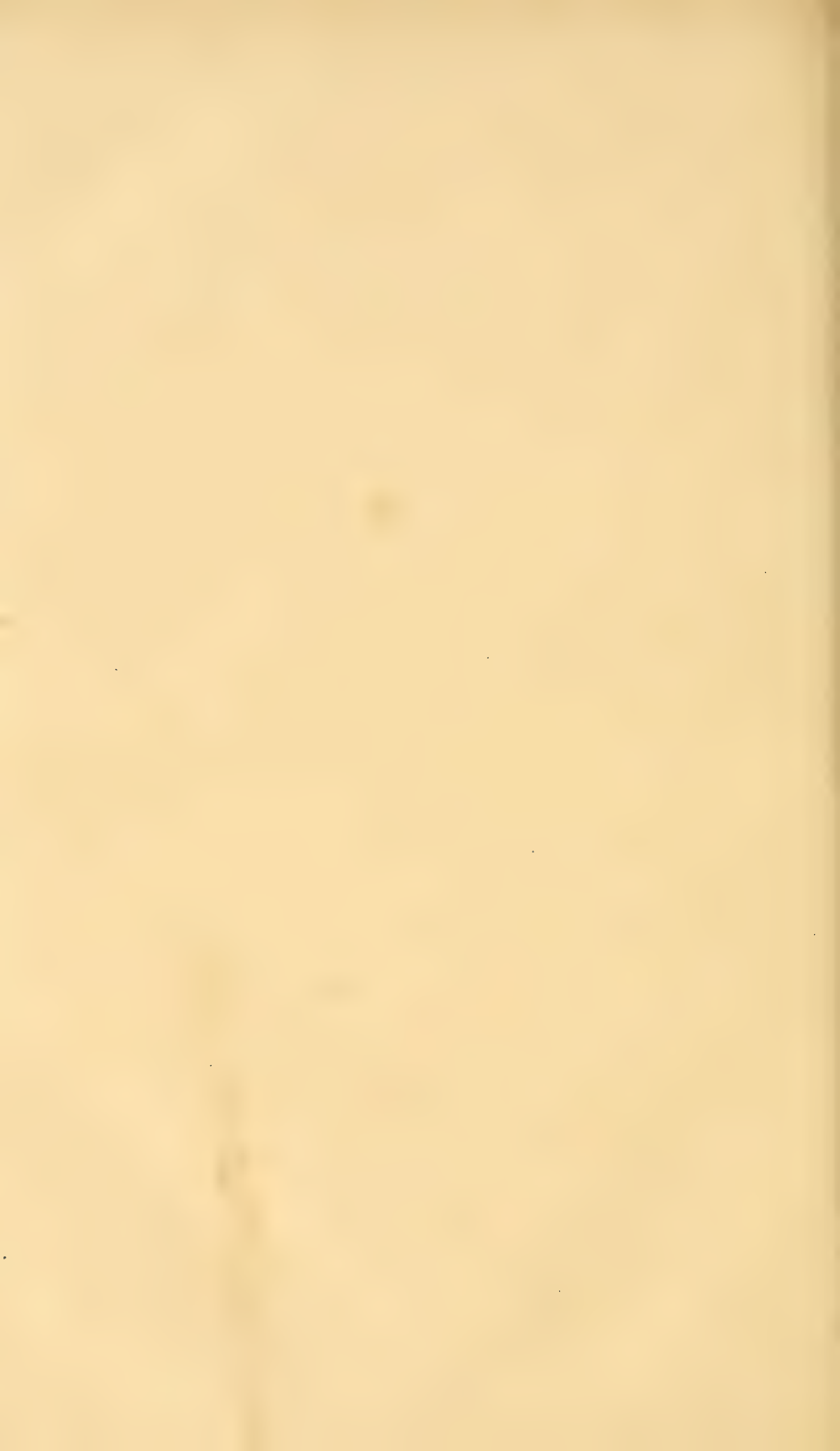
und Wüstungen in's Gras oder die Haide, auch manchmal in's Getraide unweit des Waldes. Es enthält meist vier bis fünf auf verschwommen grau punktirtem Grunde rothbraun marmorirte Eier, welche von beiden Gatten abwechselnd innerhalb vierzehn Tagen ausgebrütet werden. Als charakteristisches Merkmal ist neben der friedlichen, sanften Natur unseres Vogels noch seine tiefe Liebe zu den Jungen hervorzuheben. Die Eltern klagen unaufhörlich in der Nähe des Nestes und halten das für die Kleinen bestimmte Futter oft sehr lange im Schnabel, ehe sie sich denselben nähern. Der ewig wiederholte Klageton, den sie dabei ausstoßen, lautet: „zi! zi!“ oder „pi! pi!“ von welchen Lauten der Vogel seinen Namen bekommen hat. —

Im Herbste zeigt dieser Vogel ein ganz anderes Wesen, als im Frühjahre und Sommer. Man trifft ihn da oft in den Stoppelfeldern und Krautäckern zu Dutzenden, aber immer etwas zerstreut, an, und wer die Hühnerjagd ausübt, wird wahrgenommen haben, daß seine Witterung (sein Geruch) namentlich den unerfahrenen jungen Hühnerhund oft zum festen Stehen veranlaßt. Seine nahen Verwandten, der bei uns nur im Frühjahre und Herbste erscheinende Singpieper (Anthus musicus. Br.) sowie der Wiesenpieper (A. pratensis. Bechst.) täuschen sogar ältere Hunde nicht selten durch ihre Witterung, und es ist von komischer Wirkung, wenn vor dem gespannten Jäger nichts als ein kleines Vögelchen in hopsendem Fluge aufsteigt, das sich mit seinem Rufe: „Hĭß! Hĭß!“ oder „Lĭs! Lĭs!“ als das sogenannte Lieschen präsentirt.

Auch unser sanfter Pieper hat manchmal das Schicksal seiner Verwandten, indem er auf seinem Zuge im October wie „der Staar von Segringen par compagnie“ unter das Lerchengarn geräth und da zuweilen der gefühllosen Hand eines Lerchenfängers verfällt, nicht selten aber auch, an seiner geringeren Größe unter den Lerchen erkannt, als ein „Lieschen“ von der Gnade manches alten Vogelstellers wieder die Freiheit erhält.

Der Zaunkönig.





Der Zaunkönig. (Motacilla troglodytes. L.)

(Von F. M.)

Wer kennt ihn nicht, den kleinen, kaum vier Zoll langen, ewig heiteren, zutraulichen, graubraun punktirten Vogel, der, wie es scheint, ein Privilegium besitzt, die geheimsten Winkel der Gebäude zu durchsuchen? Wer kennt nicht diesen kleinsten König, der einst, wie die Fabel erzählt, den größesten, den stolzen Adler, durch seine List überflügelte, indem er vom höchsten Punkte aus, den dieser in der Luft zu erreichen vermochte, unter dessen Flügel hervorschlüpfend, sich um einige Ellen höher schwang?

Bald besucht er im Hofe das aufgeschichtete Holz und ermuntert den ermüdeten Holzhauer durch seine Lebendigkeit zur Arbeit; bald zeigt er dem Suchenden, wie man jede Fuge auslugen, jedes Blättchen wenden muß, um ein glücklicher Finder zu sein; bald gibt er dem Hypochonder und dem Misanthropen zu verstehen, wie man Welt und Leben mit heiterem Blick anzuschauen habe, und wie man selbst zum bösen Spiele der Leute eine gute Miene machen müsse; bald kommt er unter das Fenster der in Träumen sehnsüchtiger Liebe versunkenen Jungfrau und blickt mit naiver Freundlichkeit in das sentimentale Auge der Schwärmerin; bald guckt er aus dem dichten Gartenzaune hervor nach dem Bettler am Wege und grüßt, seines Königstitels nicht achtend, treuherzig und mahnt ihn, sein Brot nicht unter Thränen zu verzehren und den Kopf aufrecht zu halten unter dem Druck der Nahrungssorgen. Wie oft habe ich den neckenden, schelmischen Kleinen beneidet, wenn er in eine Laube schlüpfte, wo ein liebendes Paar Küsse und Schwüre wechselte, oder wo er die süßen Geheimnisse einer mit sich selbst redenden, entflammten Schönen belauschte. Ein heiterer, unaufhörlich wandernder Geselle, macht er überall rasch Eroberungen. Sein unvertilgbarer Humor ergötzt, seine nette, geschmeidige Gestalt und anmuthigen Bewegungen machen ihn namentlich zum Liebling der Damen. Der Gärtner schont mit ängstlicher Vorsicht sein Nest, das der Kleine in seiner leichtfertigen Weise von allerlei Flechten und Moosen, dürren Blättern, Würzelchen, Halmen und Wolle oft in erstaunlichen Dimensionen anlegt, um aus den kleinen, stumpfen, auf weißem Grunde am dicken Ende kranzförmig dunkelbraun punktirten Eiern so viele Kinder als möglich in die Welt zu setzen,

unbekümmert ob sie in dieser kritischen Weltlage ihr Unterkommen finden werden. Der Vater verbietet dem Sohne auf's Strengste, nach dem Zaunkönig zu schießen, und selbst die Katze, die ihn als einen unnahbaren Achill in den Künsten des Entschlüpfens längst kennen gelernt hat, spart List, Sprung und Verstellung, wenn er sie mit spottendem Gezänke und artigen Dienern gleich jenem Buben neckt, welcher im Bewußtsein seiner überlegenen Lauffertigkeit dem Flurschützen zuruft: ei, fang' mich doch einmal! Ja, glaube mir, Leser, ich habe gesehen, wie der alte Kater in solcher Situation ärgerlich den eingeschlagenen Weg verließ, um solcher Demüthigung zu entgehen und auf einem Umwege sein Ziel zu erreichen.

Eine merkwürdige Beweglichkeit und Elasticität zeigt sein rostbrauner keilförmiger Schwanz. In ihm vereinigt sich der ganze Ausdruck seiner heiteren Seele. Wie ein Steuerruder steht er aufrecht und trotzt Wind und Wetter. Muß er in Löchern oder sonstigen Schlupfwinkeln niedergehalten werden, so hebt er sich nachher auf einer freien Stelle desto schwunghafter wieder in die Höhe. Ich möchte sagen, er sei das Scepter des kleinen Königs, das er mit der Würde angeborener Hoheit und mit großer Energie schwingt. Aber wenn das Königsscepter mit solcher Freundlichkeit und Leutseligkeit zugleich, und mit so viel gewinnendem Zutrauen geschwungen wird, dann erscheint es wie ein wohlthätiger Fächer, der dem matten, erhitzten Arbeiter Kühlung und Erquickung zuweht. Und „Zutrauen erweckt Zutrauen, Liebe erzeugt Gegenliebe".

O schönes Band zwischen Fürst und Volk, das nach den natürlichen Gesetzen der sanften Herzenstriebe aus den unvergleichlich edlen Stoffen der Gerechtigkeit, Gütigkeit und Wahrheit gewoben ist! Schlinge dich fest um die zerstreuten Kinder der Germania und begeistere sie durch das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Abstammung! —

Indem der Zaunkönig Hütten und Häuser, Löcher und verborgene Winkel genau durchsucht, repräsentirt er den echten Volkskönig, der sich durch eigne Anschauung von den Zuständen seines Landes überzeugt und nicht, wie der Adler, sie sich aus der Höhe und Ferne betrachtet. Dadurch daß der Zaunkönig jene verborgenen Winkel durchkriecht, entdeckt er manchen Gegenstand von kostbarem Werth, manches Püppchen von seltenem Geschmack, aber auch manches Gewebe feindseliger Spinnen, das er zerstören, und die er selbst dann am Kopfe packen und unschädlich machen kann.

Eine helle klangvolle Stimme, ein dem Canarienvogelgesange ähnliches Lied besitzt unser Liebling. An schönen Herbsttagen sucht sich der junge Zaunprinz irgend ein erhabenes Zweiglein des Gebüschs aus und fängt schon seine Uebungen mit der seinem Geschlechte eignen Emsigkeit und Unverdrossenheit an. Er befindet sich in dem Alter, welches man bei Knaben die Flegeljahre nennt, wo der künftige Mann sich mit dem alten Buben in einen Kampf einläßt und natürlich zuletzt als Stärkerer siegt. Die Stimme bricht sich, wie man sich ausdrückt, und oft schnappt sie im Drange der Gefühle über. Treu sucht er das Lied der Zaunkönige nachzusingen, das älter ist, als die geheimnißvolle Traumwelt der „Tausend und einen Nacht" und als kurze, faßliche Weise von Geschlecht zu Geschlecht der Zaunkönige forterbte.

So verdienen deine Weisen kindlich nachempfunden und nachgesungen zu werden, einziger Mozart! Möchten doch endlich die entarteten Tondichter in deine natürlichen Wege einlenken und ihre Ideenarmuth nicht länger verbergen unter dem Effecte täuschender Staffage. —

Bald trägt der Zaunkönig das Lied des Vaters ohne Anstoß vor. Der rauhe Winter hindert ihn nicht, seine musikalischen Empfindungen in gewohnter Art auszudrücken. Ueber der Eisdecke des Flusses auf einer blosgelegten Baumwurzel, über dem glitzernden Schnee auf dürrem Reis oder droben auf der Dachspitze singt er schon am frühen Morgen sein munteres Liedchen in den blauen, kalten Himmel hinein. Das würde ihm allein schon ein gutes Zeugniß geben, es wäre hinreichend für uns, bei ihm auf ein gutes Fundament im Innern zu schließen. Denn:

„Wo man singt, da laß' dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder."

Ein Volk, das viele Lieder, mit rührenden, zu Herzen gehenden Melodieen hat, ist ein gutes Volk. Fängt unser Volk einmal fleißig zu singen an, dann dürfen wir auf gebesserte Zustände, auf sittliche Gehobenheit, auf ein gutes Gewissen schließen. Und wie das Lied als Aeußerung solcher inneren Verfassung erscheint, so wirkt es veredelnd auf die Seele zurück. Darum vorwärts, ihr wackeren deutschen Gesangvereine, immer vorwärts auf der Bahn zu dem Ziele deutscher Verklärung! —

Bedenken wir nun gar noch, daß der Zaunkönig in schlimmen Zeiten dennoch heiter singt, dann tritt uns in seiner Erscheinung die unbefangene

Sorglosigkeit einer unschuldigen Seele, die rührendste Genügsamkeit einer wahrhaft naiven Natur entgegen.

Beneidenswerth glücklich seid ihr doch, die ihr euere Sorgen wegscherzen könnet, euere Armuth mit dem Reichthume der Bescheidenheit zieret, der Bescheidenheit, deren Himmelslicht sich über die trüben Stellen des Lebens ausbreitet, und welche die empfindlichen Blößen deckt mit dem ihr eigenen gediegenen Stoffe der Menschenwürde! Glücklich seid ihr, die ihr furchtlos unter Löwen euer Lager aufschlagen, am Rande des Abgrundes euere Springübungen vornehmen könnet ohne Schwindel, und hinter der drohenden Wolke des Unwetters einen ungetrübten italienischen Himmel schauet! Glückliche, aber seltne Naturen seid ihr, denen es immer ist, als gehe es ihnen gut, in deren Herzen immer die Sonne scheint! — Eine solche Natur ist der Zaunkönig. —

Doch um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß ich den armen Kleinen auch schon niedergeschlagen gesehen habe, mit struppigem Gefieder und schwerfälligem Hüpfen. Offenbar aber setzte ihm da der Hunger unerbittlich zu, und der schneidende Nordost blies ihm unter die Federn. Da flog er auf die Miststätte und suchte Nahrung mit den Goldammern, Tannenfinken und Sperlingen, mit denen er sonst keinen Umgang pflegt. Aber mein Gott! wer fällt nicht einmal aus seiner Rolle? Wer läßt sich nicht auch einmal von der Wucht widriger Verhältnisse beugen? Gewiß auch du hast, lieber Leser, schwermüthige Tage, noch öfter aber solche, in denen du dich selbst nicht mehr kennst, wo du unter alltäglichen Menschen wandelst, selbst ein Alltagsmensch. Ein dichter Schleier liegt über dem Samenfelde deines Geistes; es ist dir, als wüßtest du nichts von dessen schönem Beete, in welches die unsichtbare Hand mit unendlicher Güte die Saatkörner gestreut hat. Aber wie den Zaunkönig ein lauer Luftzug wieder zu sich selbst bringt, so daß er sogleich wieder der Alte ist: so lüftet plötzlich ein angenehmes Ereigniß, eine Anregung von Ungefähr, ein Schneeglöckchen, ein Veilchen, eine liebliche Gestalt oder ein interessantes Gesicht, oder eine geistvolle Unterhaltung die Decke, und siehe! — es sprossen duftende Blüthen, es reifen süße Früchte unter dem eindringenden Segensstrahle, und du hörst das geheimnißvolle Gräschen in dir wachsen und den mächtigen Baum des unscheinbaren Senfkorns rauschen. Das ist die divi

natorische Eingebung, das ist das Erwachen des eigentlichen Menschen, seiner besseren, höheren Natur. —

Um indessen in jedem Punkte der Wahrheit nachzukommen, läugnen wir ferner nicht, daß der Zaunkönig nicht frei ist von einer anderen wahrhaft menschlichen Schwäche. Er ist eifersüchtig in Folge seiner zärtlichen Verliebtheit. Im Frühling kämpft er mit dem Junggesellen-Männchen hartnäckig um das Weibchen in Zäunen und Büschen. Wer aber will ihm übel nehmen den Kampf um ein solches Gut? Wer will ihn verdammen, wenn er dem Weibchen zusetzt durch überschwängliche Bücklinge und ihm, dem fliehenden, nacheilt durch Hecken und grüne Stachelbeerbüsche? O, freue dich nur der schönen Minnezeit deines Lebens, eben so kleiner, als weitherziger Vogel! Wir haben es einst nicht besser gemacht. Wir haben uns für unsere Dame geschlagen, haben ihr Lieder gesungen, sind erröthend ihren Spuren gefolgt und haben zuletzt ein Nest für sie gebaut, wenn es auch im Verhältniß nicht so groß angelegt ist, als das deinige. Baue nur fort! — und du, Zaunkönigin, brüte wackere Jungen aus, die reine Stammhalter werden und würdige Königssöhne! —

Der Edelfinke. (Fringilla coelebs. L. nobilis. Br.)

(Von A. u. K. M.)

Die Gattung der Finken umfaßt eine große Gruppe, in welcher zwar viele durch äußere Schönheit prangen, aber eigentlich nur drei ihres Gesanges wegen hervorgehoben zu werden verdienen. Alle drei — nämlich der Edelfinke, Distelfinke und Hänfling — sind echte Originalsänger und Bürger unserer deutschen Gaue. Der Repräsentant der großen Sippe aber ist der Edelfinke, und auch er ist es vornehmlich, von welchem der Name Finke ursprünglich herrührt: denn er hat sich ihn gleichsam selbst durch seinen Ruf: „fink“ gegeben. In den Adelstand ist er jedoch durch seine Protectoren unter den Menschen erhoben worden, offenbar dadurch, weil er in seinem Wesen wirklich etwas Edles und Vornehmes beurkundet und in schönnobelem Kleide einhergeht. Ist nicht sein Gang schon voll natürlichen Anstandes? Er setzt nicht wie die zarten, jungfräulichen Bachstelzen

und Blaukehlchen in regelmäßiger Abwechslung einen Fuß vor den andern, auch hüpft er nicht plump wie der Sperling oder Ortolan, sondern sein Fortschreiten mit gleichen Füßen ist ein leichtes Hingleiten über den Boden, wobei er Brust und Kopf nach echter Männerwürde stets aufrecht hält. Er erscheint wie ein geharnischter Ritter mit einem kräftigen, gestählten Körperbau. Wir vergleichen den Edelfinken mit einem geharnischten Ritter. Ja, in der That! er ist's in seinem Aeußeren wie in seinem Inneren. Sein prangendes Frühlingskleid — leuchtet's nicht vom bläulichen, gesträubten Scheitel her wie eine Stahlhaube? Sprüht nicht das Feuer seiner Seele aus dem Glanze der Augen unter der kriegerischen schwarzen Sturmbinde der Stirne? Sprechen nicht Liebes- und Kampfeslust gleich mächtig aus dem lebhaften Rothbraun der Kehle und Brust? Und glänzt nicht die helle Zierde der Noblesse von dem schneeweißen Spiegel der dunklen Flügel und dem grünbraunen Hauche seines Oberkleides uns entgegen? Aber unter diesem schmucken Kleide schlägt auch ein tüchtiges Herz voll ritterlichen Muthes und schallenden Sanges. Wie sein Nest fest und schön aus Moos, Flechten, Federn und Pferdehaaren auf das gute Fundament starker Aeste gebaut ist, so entströmt der breiten Wölbung seiner Brust ein solides, volles, zwar kurzes, aber sehr prägnantes Lied, ein heiterer, schmetternder Frühlingsgruß, der oft schon an schönen Februartagen das Vorgefühl des Lenzes in uns erweckt. Diesen Schlag könnte man mit einem edlen Rheinweine vergleichen. Entfernt von allem Flitter moussirenden, prickelnden und überzuckerten Beiwerks, bietet er durch wahre Natur und reines Feuer einen Hochgenuß. — Wie die Nachtigall hat man hin und wieder den Edelfinken geblendet, um sich an seinem feurigeren und fleißigeren Schlage zu weiden. Die ewige Nacht soll diese edlen Sänger homerartig zur vollendetsten Gesangsweise anfeuern. Wir wenden uns mit Abscheu von diesen Tigermenschen, die so raffinirten Frevel an den prächtigen Sängern unserer vaterländischen Fluren und Wälder begehen. —

Der Edelfinke kann sich auch auf ein altes, berühmtes Geschlecht berufen. Er hat große Ahnen, eine Epoche machende Geschichte. Wer kennt nicht die eigenthümlichen Bezeichnungen, welche das Volk des Thüringer Waldes und Harzes dem verschiedenen Schlage des Edelfinken gegeben hat? Wer hörte nicht vom „Reithahn", „Weidmann", „Weingesang", „Gutjahr", „Reitherzu" oder „Reiterzug", „Bräutigam" „Mitsoviel", „Kuhdieb",

und dergl. mehr? Die Beziehungen zu den mittelalterlichen Zeiten, zu dem Thun und Treiben der Ritter liegen hier nahe. Gab es doch unter ihnen wackere „Reithähne“ in Menge. Das Reiten war nobele Passion, und daß ihnen wie dem Hahn der Kamm schwoll, ehe sie noch hinter den Ohren trocken waren, wer wollte ihnen das als ein besonderes Vollblutsrecht absprechen? „Weidmann“ erinnert an die Zeit, wo die feudalen Herren als „Reithähne“ einer anderen nobelen Passion fröhnten, nämlich den Hirsch verfolgten, bis er, zu Tode gehetzt, zusammenbrach. Und paßt nicht zum Stande des Ritters trefflich der „Weingesang“ eben so gut, wie das „Gut jahr“, das er durch „Reiterzug“ (Raubzug) sich zu bereiten wußte, von dem er „Mitsoviel“ (mit so viel), mitunter wohl auch als „Bräutigam“ einer geraubten Braut, oder als „Kuhdieb“ zurückkehrte?

Wie hoch die vortrefflichsten unter den Edelfinken in Thüringen geschätzt wurden, beweist der Umstand, daß der Landmann nicht selten eine Kuh für einen echten Vogel gab. Bedenke, du rechnende, materiell abwägende Zeit: eine Kuh für einen Finken! Gelt, das klingt dir fast wie der halb wahnwitzige Ausruf eines Richard: „Ein Königreich für ein Pferd!“ Und doch ist's wahr, ja es klingt noch treffender als jener Nothruf des königlichen Missethäters, denn der Finkenbauer gab seine Kuh nicht aus Noth, sondern aus leidenschaftlicher Liebhaberei. Du klug berechnender Materialist von heute, bötest keinen Groschen für einen Finken, und sei es der beste „Doppelschläger“ der Welt; das weiß ich. Aber der Thüringer gab eine Kuh, und wenn er als Blutarmer keine hatte, seinen letzten Heller, ja sein einziges Wamms für einen Schläger. Das ist also ein großer Unterschied zwischen dir, du Mensch von heute, und dem von damals. Und das einzige Element, was euch beide scheidet, liegt in dem Worte Poesie. Aber wir wollen mit dir, du prosaisch nüchterner, praktischer Bruder, nicht rechten. Hast du doch auch dein Gutes, ja selbst deinen Vorzug, wie dein Schlimmes, nur nach einer ganz andern Seite hin. Leidenschaft macht dich eben so sehr in der gewinn- und genußsüchtigen Jagd dieser Tage blind, wie deinem längst unter deinen Tritten ruhenden thüringer und harzer Waldbruder einst die Lust und der Fang nach Finken den praktischen Blick trübte. Ja, Leidenschaft macht blind. Eine Folge des leidenschaftlichen Einfangens und Haltens der Finken ist denn auch der betrübende Umstand, daß man jetzt im Freien einen ausgezeichneten Sänger der Art höchst selten oder gar nicht mehr

hört. Das alte ruhmvolle Geschlecht der „Reithähne“ ist dahin, und das weniger romantische unserer Tage hat den Ton gewaltig herabgestimmt und führt statt des beliebten „Doppelschlags“ nur noch den einfachen.

In Gebirgen allein hört man hin und wieder noch den Schlag eines Meistersängers gleichsam wie aus früheren Tagen an unser erstauntes Ohr dringen. So weckte mich (A. M.) eines Morgens im Frühjahre 1851 in der Revierförsterswohnung eines Dorfes des hessischen Hinterlandes — in Nieder-Weidbach — der merkwürdige Schlag eines Edelfinken. Im Nu trieb's mich, den von der Schnepfensuche des vorigen Tages noch müde im Bette Weilenden, an das Fenster, vor welchem der große Birnbaum des Hofes emporgewachsen, worauf der Schläger seinem brütenden Weibchen die Feuerrhythmen seiner Liebes- und Frühlingsbegeisterung darbrachte. Der gewaltige Schläger wiederholte zuweilen in inbrünstigem Ergusse nach einer Reihe schmetternder Triller den schönen, sprechenden, oft abwechselnden Schlußsatz seines Gesanges drei-, auch viermal hintereinander in vollem Crescendo. Ich lauschte diesem echten Minnesänger in seiner idyllischen Verborgenheit lange, wie im Traume in die romantischen Zeiten des harzer und thüringer classischen Finkenschlags versetzt. Das war ein Schläger, um welchen ein Waldbruder unser halbes deutsches Vaterland durchwandert hätte, ihn zu fangen und dann an seinem Gesange eine ganze Generation von Finken zu Meistersängern heranzubilden. Dies letztere war nämlich die eigentliche Kunst der Finkenhalter. War man eines hervorragenden Sängers habhaft geworden, so wurden in dessen Nähe Zöglinge gebracht zur Erlernung seiner Weisen, die sich so forterbten und sogar vervollkommneten. Da entstanden förmliche Finken-Sängerschulen, gerade so wie unter unsren menschlichen Sängern die Dichterschulen. Ja, zweifelnder Leser, du kannst es glauben, es gab solche Schulen, und manche Hütten im Thüringer Wald und Harzgebirge könnten, wenn sich die Schläge der Hauptfinken alle hätten in Noten nachbilden lassen, eine ganze Finkengesangs-Literatur aufweisen. So aber leben die berühmten Schläge aller der Meistersänger nur noch in der mündlichen Ueberlieferung, oder höchstens waltet noch in einzelnen Kehlen außerordentlicher Finken tief in Gebirgen verborgen ein Stück romantischer Edelfinkenpoesie. —

Das Einfangen der Edelfinken unterliegt keinen besonderen Schwierigkeiten. Da sie standesgetreu eng zusammenhalten, so fliegen sie sogleich nach

der „Locke“ auf den Herd, sobald ein guter Lockvogel dort sein „Fink“ hören läßt. Auch geht der Edle, wie sein Vetter Distelfinke, nach der „Tränke“, der er eben so wenig widerstehen kann, als der „Locke“. Da er sehr feine Begriffe von Ehre zu haben scheint und, äußerst eifersüchtig, gerne Liebeshändel sucht, so pflegt man ihn unter der Macht dieser Leidenschaft auch mit gutem Erfolg zu „stechen“. Dies geschieht im März zur Paarzeit. Man befestigt Leimruthen an den Schwingen eines zahmen Finkenmännchens und trägt es unter den Baum, auf welchem der Erwünschte sein Standquartier erwählt hat. Als „Reithahn“ stürzt sich der Kampflustige auf den vermeintlichen Rivalen und bleibt an den Leimruthen hängen.

Diese Liebeshändel im Frühjahre gehen bei dem oft vorhandenen Mangel an Weibchen häufig in heftige Zweikämpfe über, und hier bewährt sich das Ritterthümliche des mittelalterlichen Abkömmlings in seinem vollen Glanze. Da gibt es lustige, schallende Turnei, daß die vom Winter noch gestählten weißlichen Schnäbel unserer Kämpen hell an einander knappen, wenn sie sich an dem gewölbten Harnische ihrer Brüste oder am Helme ihrer Scheitel versuchen; daß der Schlag der Flügel mit ihrem glänzenden Wappenfelde bei dem aufwirbelnden, echt finkenmäßigen Luftkampfe laut erschallt, wie einst die dröhnenden Schilder der vergangenen Heldengeschlechter in Stahl und Eisen. Und über allem diesem schmettert der süße, stürmische Minneschlag der Heinriche von Ofterdingen und der Wolframe von Eschinbach zum Lobe der holden Frauen. Beglückt wer sich die Gattin erobert im heißen Kampfe! Da ertönt der „Bräutigam“ noch einmal so entzückend hell und lieblich, daß die Kätzchen der Haseln und die Knospen des Stachelbeerstrauchs, sowie die Frühblumen der Gartenbeete vor Lust aufspringen. Dann rauschen die Quellen und die Wiesen färben sich grün und grüner, dann hören wir in dem Edelfinkenschlage die wonnige, winterverscheuchende Melodie unseres unvergeßlichen Hölty:

„Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Und Blüthen keimen
Auf Gartenbäumen
Und Vogelschall
Tönt überall.“

„Pflückt einen Kranz
Und eilt zum Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen,
Wo junge Mai'n
Uns Kühlung streu'n.“

Raffe dich auf aus deinem Staube, du Acten- und Büchermensch mit deinem grübelnden, krabbelnden Geiste der Würmer; fliehe die dumpfe, brütende Schwüle deiner Wände und Winkel, du geizender Sammler von Schätzen, die der Rost und die Motten fressen; verlasse der Straßen „quetschende Enge" und das sinnebetäubende Gewühl der Märkte, du Mäkler und Speculant — raffet euch auf und reinigt das trübe Kleid euerer Seelen im Lichte des Frühlings und stimmt ihre Saiten um bei seinem Himmelsschalle! Und vor Allen, ihr, gehet hinaus, die ihr an dem Steuerruder des Staates und des öffentlichen Wohles mit einem dem verjüngenden Lichte abgewandten Gesichte sitzet — erhebet euch und öffnet das Herz dem allmächtigen Zuge des Lenzes! Ja, laßt mit dem Edelfinkenschlage einen neuen „Reit- und Streithahn" für Recht und Gerechtigkeit bei euch einziehen, einen „Weidmann" für die Todesjagd auf die Verdummung, das Unrecht und die Willkür; schöpft daraus ein „Gutjahr" und einen „Weingesang" für eine neue Saat und Keimung des Völkerfrühlings und die Gährung des jungen Mostes edler Menschenrechte, „reitet herzu" als die echten „Bräutigame" der vaterländischen Verjüngung, der großen Germania, nicht „mit so viel" bunter Wirthschaft und nimmer „mit so viel" kleinlicher Eifersucht und Sonderinteresse, sondern mit mehr Aufopferung, Einigkeit, Größe und Vaterlandsliebe! O dann seid ihr die wahren Ritter des Jahrhunderts, die Ulriche von Hutten und die Franze von Sickingen der großen rettenden That für das Vaterland; dann werden Enkel euch Kränze des Ruhmes streuen auf euere Hügel und die Edelfinken unter unseren deutschen Dichtern euch unsterbliche Lieder singen! —

Die eigentliche Heimath des Edelfinken sind die hohen Buchenwaldungen, weshalb er auch Buchfinke genannt wird. Da sein Nest auswendig von den Flechten oder dem Moose des Baumes, worauf es steht, gebaut ist, so fällt es dem ungeübten Auge schwer, es zu entdecken. Die bescheiden in Röthlichgrau gekleidete Frau Finke brütet allein ihre vier auf blaugrünlichem Grunde rothbraun punktirten Eier aus, deren etwas derbes Oval den künftigen rüstigen Sänger verräth und am vierzehnten Tage von demselben ritterlich gesprengt wird. Bei der Auffütterung der Jungen betheiligt sich der edle Gemahl nicht sonderlich viel. Der Nutzen, den das Finkenpaar zur Brutzeit bringt, überwiegt bei weitem seinen Schaden an ausgestreuten Sämereien auf Ländern und Gartenbeeten: denn es füttert die Jungen nur

mit Insekten, meistens Raupen. Rührend ist die Emsigkeit, mit der das Weibchen letztere aufsucht, um die hungrigen Kleinen zu befriedigen. Kann es die Raupe nicht im Sitz erreichen, dann sucht es ihrer im Fluge habhaft zu werden. Bei dieser Bemühung schlägt es in Folge seiner geringen Fertigkeit im schwebenden Fluge oft die Raupe mit dem Flügel vom Blatt ab, so daß diese zur Erde fällt, wo sie ihm, dem nacheilenden, dann zur Beute wird. Warm und tief ist die Elternliebe des Edelfinkenpaares und wahrhaft herzzerreißend sein Jammergeschrei, wenn ihm die Jungen genommen werden. Es sind Fälle bekannt, wo die beiden Gatten unglaublich weite Strecken den Räuber ihrer Jungen verfolgt und durch ihr unaufhörliches Rufen verrathen haben. Aus unsrer Knabenzeit steht uns noch lebhaft ein ergötzlicher Fall vor den Sinnen, wo ein Bube, mit einem ausgehobenen Neste Buchfinken unter dem Wamms, sich plötzlich bei dem lauten Angst- und Klaggeschrei der alten Finken im Gewissen getroffen fühlte und, als reuiger, scheuer Sünder zurückkehrend, das Nest mit den Jungen hastig wieder auf den Ast setzte, von dem er es kurz zuvor geraubt. Das ihn darauf noch eine Weile verfolgende und ausscheltende Paar setzte den im Gewissen Geängsteten vollends noch in einen verzweifelten Trab der Flucht. — Ihr ritterlichen Wächter euerer Jungen! wie labten wir uns an dem Freudenfeste des Wiedersehens zwischen euch und eueren erkämpften Kleinen, die ihr noch zärtlicher wie zuvor pflegtet! —

Neben seinem Locktone „fink" läßt unser Edler zuweilen ein mehr gleichgültiges „Ju", namentlich aber bei gesträubten Kopffedern ein trauriges „Trüb" hören, welcher Laut, öfters allein ohne das „Fink" ausgestoßen, Wetterveränderung, gewöhnlich Regen verkündet. Der Vogel ist also ein guter Wetterprophet, dessen Ausspruch der Eingeweihte mehr als allen meteorologischen und barometrischen Weissagungen vertrauen darf.

Im Herbste findet man den Edelfinken in größeren Flügen, manchmal mit dem hellen Hauf seiner hinterwäldner Vetter Bergfinken zum großen Verdrusse des Forstmannes Samen verheerend auf Waldsaatplätzen und namentlich an den Sommerseiten der Buchenwaldungen an der Buchelmast, oder auch ihn allein auf Baumstücken und in Vorhölzern. Auch mischt er sich da leutselig unter Goldammern und Sperlinge. In solcher Gesellschaft zeigt er sich ebenfalls im Winter bei Schnee und hartem Frost auf den Höfen, mit magerer Kost sich begnügend. Selten sieht man jedoch um diese

Zeit ein Weibchen. Es ist von zärtlicherer Natur, als ihr Ritter, empfindlicher gegen die Kälte und übersteht darum nicht so leicht die Noth und Gefahr des Winters. Die edlen Frauen besuchen deshalb vor dem Winter die südlicheren Himmelsstriche unter Begleitung des weibischen jugendlichen Trosses der Finkenpagen. Wer den alten Edelfinken in schlimmen Situationen während des Winters beobachtet hat, wird gefunden haben, daß sich auch da noch sein Adel in würdevoller, stolzer Haltung bewährt. Während das befiederte Contingent der Felder, Straßen und Höfe, der „süße Pöbel" der Miststätten in buntem Durcheinander mit hängenden Flügeln und Köpfen kleinmüthig und hastig Futter sucht, rückt er abseits in fester Haltung voran und senkt nur das edle Haupt, wenn er Nahrung aufnimmt. Er fällt nie mit ungestümer Gier philisterhaft über irgend einen Brocken oder ein Korn her, noch weniger balgt er sich um einen Bissen pueril und niedrig wie der Spatz. Seine Haltung bleibt gemessen und sein ganzes Wesen, außer bei einzelnen unvermeidlichen Streitigkeiten, in den Grenzen nobelen Anstandes. Unwillkürlich werden wir bei solchem Anblick an die Haltung eines Mannes von Charakter erinnert, der sich vom Schicksale nicht entmuthigen läßt, die durch Entbehrungen erregten Begierden zu beherrschen vermag und seinen Werth durch die Art und Weise zu erkennen gibt, wie er das Seinige genießt. Dem inneren Adel begegnen wir mit wahrer Anerkennung, ja mit Ehrfurcht.

Der Distelfinke. (Fringilla carduelis. L.)

(Von J. M.)

„Flüchtig und flink,
Frei wie der Fink
Auf Sträuchern und Bäumen
In Himmelsräumen!"

Wenn ich mit diesen Liedesstrophen des Recruten in „Wallensteins Lager" unsren Distelfink den geehrten Lesern vorführe, so geschieht es einmal darum, weil in diesen Worten das Wesen gerade dieses lustigen Vogels von unsrem großen Dichter lebendig wiedergegeben ist, zum andern auch der bunte Bursche so wahlverwandtschaftlich mit der rechten Gesellschaft in

Der Stieglitz.





Vergleich und Beziehung gebracht zu sein scheint, nämlich mit den Soldaten. Und daß hier vornehmlich unser Distelfinke — selbst vor seinem edlen Vetter Buchfink — als der flüchtigste und flinkste unter seinen Verwandten gemeint ist — wir nehmen's an und sehen getrost — einerlei, ob passend oder quer dieser oder jener ornithologisch-kleinlichen Gruppirung — unsren schmucken Distelfink in den classischen Worten unsres Schiller.

Aber — so könnten einige Systematiker der Vogelkunde fragen — weiß denn der Herr Populärschreiber nicht, daß der Distelfinke, streng genommen, kein wahrer Finke ist? Obgleich hier bei unsrem kampfesmuthigen Vogel der verlockende Platz sein möchte, ein kleines Duell im Vorübergehen mit einigen Ornithologen zu begehen; so will ich doch nur die bescheidene Frage aufwerfen: ist es denn eine so ausgemachte Sache, daß der Distelfinke kein Finke ist? Sagt das etwa der alte große Linné? Hat es etwa Linné's Ergänzer, Latham, hat es unbedingt selbst der oft sündigende, aber geniale Reformator Oken mit noch vielen andern guten Naturforschern gesagt? Im Gegentheile! sie Alle schreiben's und sagen's. Es ruft's aber vornehmlich der Distelfinke selbst, der schmetternd in dem Glanzpunkte seines echten Finkengesanges dreimal: „fink! fink! fink!" in die Welt singt. Ist dies nicht die deutlichste Sprache der Natur? Und doch scheint man sie von selbst achtbaren Seiten nicht zu hören oder zu überhören; doch will man hin und wieder unsren Vogel mit seiner hervorragenden Finkenausprägung, neben vielen andern befiederten Wesen, von seinen Brüdern etwa nur um eines neuen Systems willen trennen. Wahrlich! den Urhebern solchen Beginnens wird es mit ihrer Systems- und Trennungswuth geradeso ergehen, wie denjenigen Politikern, die den Oesterreicher, den Preußen und alle verwandten Brüder aus dem großen Geschlechte der Deutschen herausisoliren wollen. Wir werden damit nimmer populär! Hinc illae lacrimae! ruf' ich euch mit unsrem Distelfinken zu, der über eure Köpfe und Systeme sich wegschwingt und in der Wissenschaft wie im Volksmunde ein Finke ist und bleibt.

Und so mag sich ihn denn auch mit Recht der Recrute — der Sohn aus dem Volke — als Finke volksthümlich greifen und als das Sinnbild seines freien Soldatenstandes denken.

Und sagt, hat er nicht den Rechten erhascht? Sehen wir in unsres Vogels Erscheinung und ganzem Wesen nicht alles Glänzende und Hervorragende des Kriegerstandes vereinigt? Wie fein säuberlich und ordnend hält

das Wichtchen sein Gewand, wie chevaleresk ist's in seinem ganzen Thun und Lassen! — Aber laßt uns ihn näher in's Auge fassen und sein Wesen beleuchten.

Unser Distelfink — so benannt von seiner Hauptnahrung, dem Distelsamen, und wegen seines Locktons „stieglit" auch Stieglitz getauft — ist ein so allgemein in Stadt und Land bekannter luftiger Geselle der Vorhölzer, der Baum- und Lustgärten, daß ich ihn dem geehrten Leser wohl nicht nach trockner Schablone der Schematiker und Methodiker zu beschreiben brauche. Damit man mich aber nicht der Oberflächlichkeit beschuldigen möge, will ich doch seine gar schöne, geschmackvolle Außenseite vor seinem Charakter zeichnen. Vorerst ist aber zu bemerken, daß man neuerdings unter den Distelfinken zwei Abänderungen (subspecies — Unterarten) bestimmt hat*). Die Exemplare der einen Art sind die großen Vögel mit schön nobeler Haltung. Man könnte sie die buntschöne Garde unter den Distelfinken nennen, während die Vögel der andern Unterart klein und viel unansehnlicher an Farbe und Haltung bleiben. Sie sind der trübe, vernachlässigte Train des Distelfinkenheeres mit schlechter girlitzdünner Musik. Der Vogel der ersten Art — mit dem wir es allein hier zu thun haben — besitzt etwa die Größe eines Canarienvogels, ist aber schlanker und eleganter. Sein degenspitziger, fester Schnabel ist bei einem alten Männchen elfenbeinweiß mit einem kleinen schwärzlichen Strich über der oberen Spitze. Der Vorderkopf erscheint um Schnabel und Augen fein schwarz passepoilirt, sonst bis über die feurigen braunen Augen schön carminroth; den Scheitel deckt ein

*) Ob diese Unterscheidung richtig ist, lassen wir dahingestellt. Es ist wahr, man bemerkt häufig sehr auffallende Unterschiede in Größe, Färbung und Gesang sogar bei Distelfinken einer und derselben Gegend, und wir wären unbedingt für eine Unterscheidung hiernach, wenn wir nicht mehrmals Fälle erlebt hätten, in welchen Stieglitze eines und desselben Nestes gerade diese hervorgehobenen auffallenden Unterschiede gezeigt hätten. Aus zwei Nestern junger Distelfinken, welche bis zur Selbstständigkeit im Käfig vor unsrem Fenster von den Alten der großen Art gefüttert wurden, entstanden Männchen von besonderer Größe, Schönheit und entschiedenerem Gesangsvermögen unter kleineren von unbedeutenderer Färbung und musikalischer Fähigkeit. Wir neigen uns deswegen trotz der vorläufigen Annahme zweier Arten dennoch mehr zu der Bechstein'schen Erklärung, welche diese Verschiedenheiten dem Alter, der Nahrung, örtlichen Einflüssen, ganz besonders aber der früheren oder späteren Entstehung (ersten oder zweiten Brut) zuschreibt, und der wir noch nach jenen obigen Erfahrungen das Unterscheidungsmerkmal der subjectiven Eigenthümlichkeit zugesellen.

sammtschwarzes casquetförmiges Band, das sich, am Hinterkopf beiderseits wie ein Sturmband hinter den Wangen herunterziehend, ausspitzt und mit dem Roth des Vorderkopfs die weißen Wangen einfaßt. Die Hauptfarbe des Oberkörpers ist nobelbraun, im Genick bis zum Weißlichen übergehend. Unterleib wie Hals und Brust sind weiß, die letztere zu beiden Seiten mit zwei lichtbraunen, matt in's Gelbe spielenden, nierenförmigen Flecken versehen. Die Flügel und den fischartig leicht gespaltenen Schwanz — beide zusammen im Fluge des Vogels einem schönen Husarenmäntelchen nicht unähnlich — ziert das Sammtschwarz des Scheitels mit weißlichen Schwungfedernspitzen und die ersteren auf ihrem Mittelfelde ein prachtvoller, lebhaft citronengelber Spiegel. Die bei Männchen helleren Füße heben gleichsam wie glänzende Reiterstiefel die Farben des Vogels und geben ihm etwas Elegantes. Bei dem Weibchen sind alle Farben, besonders das Schwarz-Gelb, Schwarz-Weiß und Roth-Weiß nicht so hervortretend, sondern der weiblichen Sinnesart gemäß mehr bescheiden gehalten und besänftigt: das Männchen repräsentirt hier im eigentlichsten Sinne.

Man sieht schon an dieser getreuen Schilderung der Färbung, daß ein Distelfinkenmännchen in wahrer Gala prangt, und daß ich keine große Kühnheit begehe, wenn ich den Stieglitzenhahn einem netten Cavallerieofficier in Paradeuniform vergleiche. Müssen ja doch die heiligen Päpste und eminenten Cardinäle gleich den Mönchen und Pfaffen ihre Namen zur Vogeltaufe hergeben, ja wird doch sogar ein schmackhafter Theil unserer dummen Hausgans, freilich gottlos, in der Gastronomie „Cardinalsbissen" genannt! Warum sollte also hier ein viel unzweideutigerer, harmloser Vergleich nicht erlaubt sein? Und unser Distelfinke! Sollte man nicht meinen, der Vogel wüßt' es, daß er eine schöne, nobele Erscheinung sei, so cavaliermäßig sind alle seine Bewegungen. Betrachte dir im Mai einen Distelfinkenhahn, auf dem schwanken Zweige oder Wipfel eines blühenden Obstbaumes sich wiegend; sieh' sein ebenso zierliches, als anscheinend selbstgefälliges Schwenken, Wenden und Drehen um sein glänzendes, gehobenes Ich, von dem wohllautenden, hellen Minnetone begleitet, mit dem er den Dulcineen beständig zusetzt und um die er mit den Nebenbuhlern — echt finkenhaft stets zum Streite bereit — bald anbindet, sich unter zerrend-schmetterndem Geschrei mit hadern den Schnabel und Nägelspitzen senkrecht an dem Gegner hinauf in die Luft raufend.

Es entfaltet sich hier vor unsren Augen in dem Vogel ein ausgeprägtes Charakterbild, ein Wesen, das z. B. gegen die Natur unserer idyllischen Lerchen, des frommen Rothkehlchens, des lieblichen Laubvogels und des sentimentalen Baumpiepers so sehr absticht, wie sein Prachtkleid vor dem unscheinbaren der genannten Sänger, wie nur immer eine feurige, kriegerische Menschennatur gegen eine sanfte oder friedliche.

Die Wahl unsres Distelfinkenmännchens ist getroffen: es hat ein Weibchen an der Seite. Die Zänkereien und Streite sind für eine Weile wenigstens beschwichtigt, und das Paar fliegt auf Bäumen, Rabatten und Wiesen umher, das Männchen nur als Begleiter und auf einem Baumwipfel zuweilen singend, das Weibchen hingegen das mannigfache Material für seine äußerst nette Wohnung zu sammeln, die äußerlich von Flechten und Moosen, auch feinen Würzelchen gebaut, inwendig glatt mit Roßhaaren und Thierwolle, oder der zarten Samenwolle von Weiden und anderen Pflanzen ausgepolstert wird. Dieses zierliche Nest — füglich einem luftigen Dachstubenlogis an die Seite zu setzen — heftet der Stieglitz in die Gabelzweige der äußersten Aeste und Wipfel von Obstbäumen, hier auf die niederen Stämmchen der Baumschulen, dort auf die höchsten Fichten, Pappeln, Eschen und Ahorne. Durch die Waghalsigkeit im Bau des Nestes wird indessen bei starkem Winde oft die ganze Brut aus der Wohnung geworfen. An dem feinen Oval der fünf kleinen, fein hellroth punktirten Eier erkennt man schon die Hülle eines zierlichen Geschöpfs, das am vierzehnten Tage unter dem treuen Brüten des vom Hahn versorgten Weibchens die fesselnde Schale sprengt. Die sehr heimlich gehaltenen Jungen werden von den Eltern treu geliebt, behütet und bei nahender Gefahr durch einen tiefen, leisen, dem menschlichen Pfeifen ähnlichen Ton gewarnt, bei welchem das junge Völkchen mit glattgelegten Federn schlank und unbeweglich dasitzt. Die jungen Distelfinkchen sind äußerst niedliche Geschöpfe, denen es bald echt cadettenhaft zu eng im Haus wird. Es bedarf manchmal nur eines Anstoßes an den betreffenden Ast, oder eines entschieden verweilenden Menschenblickes in der Nähe des Nestes, um das noch nicht einmal ganz flügge lose Volk aus der Wohnung zu treiben. Aber was ein Dörnchen werden will, spitzt sich bei Zeiten, und um dies Sprüchwort auf unsre Distelfinken anzuwenden: der frische Muth und das Selbstvertrauen der Alten regt sich frühe bei den Jungen. Diesen fehlt noch das Prachtkleid der Väter, aber bevor-

zugend gibt ihnen die Natur schon bei dem sperlingsgrauen Kleide der Gemeinen gleichsam eine Portepée Auszeichnung mit: es ziert sie mit ihren ersten stärkeren Federn sofort der gelbe Aufschlag auf den schwarzbraunen Flügelchen. Die von den Alten aus dem Kropfe gefütterten Kleinen werden bald groß und ihr harmloses, unschuldiges „Zibit" geht gegen den Spätherbst hin endlich in den echten Stieglitzenton „Stieglit" über. Nun wachsen dem hoffnungsvollen Cadetten die ersten glänzenden Federsprossen des Corporalgrades. Es steigt ihm der Carmin in den Kopf, denn er gedenkt der Worte des alten Wachtmeisters:

„Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht."

Mit dem Carmoisinroth entwickelt sich eine Prachtfarbe nach der anderen an unsrem jungen Vogel, bis er sich zu Anfang des Winters als vollkommener Distelfinke in seinem ganzen herrlichen Kleide entfaltet hat.

So gern er unter sich im Allgemeinen Kameradschaft und einen gewissen Corpsgeist pflegt, ebenso entschieden scheidet er sich von jeder andern Vogelsippe, selbst sogar von seinen Collegen und Standesgenossen, den andern Finken. Er ist auf der einen Seite wohl auch ein Gelegenheitshascher und begnügt sich zu Zeiten auf platter, niedriger Erde mit der Nahrung von gemeinem Kletten- und Wegerichsamen; andrerseits würde er aber lieber sterben, als sich mit dem Spatzenpack auf Miststätten herumtreiben. Ihm wohnt hier eine wahre nobele Passion inne, der man die Anerkennung nicht versagen kann.

Unser Distelfink ist ein „Strichvogel", d. h. er zieht je nach den Witterungsverhältnissen im Winter von einer benachbarten Gegend zur andern. Er ist über ganz Europa verbreitet. Bebaute und bewohnte Gegenden, die Stätten menschlicher Betriebsamkeit und Kunst zieht er wüsten, unwirthlichen Strichen entschieden vor, folgt also der Cultur, doch nur beziehungsweise und insoweit, als er hierdurch seine Rechnung bei der größeren Ausbeute an Garten- und Felderzeugnissen findet. Er weiß sich bei seiner Distelsamen-Nahrung einen gewissen Anschein von Genügsamkeit zu geben, ist aber in Wahrheit der Vogel im Hanfsamen, zehntet ein gut Theil von dem großen Haushalte des Salat-, Schwarzwurzel- und anderen Gartensamens und versteht sehr geschickt dem Mohne von unten an's Leben zu gehen. Schon seltener und nur vorübergehend gibt er sich der mühsamen Vertilgung

von Blattläusen hin, obgleich er diese mit seinem spitzen Schnabel sehr gewandt abzulesen vermag. Die Klagen über den kostbaren, zu Zeiten mehr schädlichen, als nützlichen Vogel sind demnach erklärlich. In manchen Gegenden läßt man die Oelfelder vor ihm durch Leute mit Schellen hüten. Das Schellen allein thut's aber freilich nicht. —

In der Stube ist unser Thierchen äußerst artig, gelehrig und unterhaltend. Er lernt mittelst seiner ungemeinen Gewandtheit allerlei Späße und kurzweilige Dinge, zieht sein Futter und Wasser in an Kettchen befestigten Eimerchen zu sich hinauf, weiß sich gelenk in Ringen zu wiegen und zu schwingen und gewöhnt sich im Käfige leicht an das Aus- und Einfliegen. Besonders Budenhalter beuten seine Talente aus: sie richten ihn zum Karren- und Wagenfahren, zum Kanonier, zum exercirenden Soldaten, ja zuweilen sogar unter der Truppe von Zeisigen, Canarienvögeln und andern gelehrigen Genossen zu Possen auf der kleinen Welt der Bretter ab. Aus meiner Jugend ist mir noch ein für uns Knaben damals höchst ergötzliches Vogeldrama im Gedächtniß geblieben, zumal da es wie ein wahres Ereigniß in die Einförmigkeit unsres pedantisch geleiteten Schullebens eingriff. Der unvergeßliche Vogeldramaturg — ein alter Landwehrmann von echtem Schrot und Korn mit einem unversöhnlichen Franzosenhasse — hatte eine Schaar Vögel in tiefer patriotischer Einsicht unter andern Schauspielen auch zu einem Kriegsdrama trefflich abgerichtet. Die Scene war die Schlacht an der Katzbach und die letztere selbst stellte sich uns Gespannten in einem langen flachen Troge voll Wassers dar, über den auf einer Brücke sachte das Franzosenheer in Gestalt von Canarienvögeln, Gimpeln und anderm Vogelgelichter zog. Nun sprengte aus einem verborgenen Behälter wie ein deus ex machina der donnernd angemeldete, lobgepriesene General-Feldmarschall „Vorwärts" in Gestalt unsres resoluten, kriegerischen Distelfinken hoch auf einem — Murmelthierchen an der Spitze der Deutschen in Form von Zeisigen gegen die Reihen der Franzosen. Unter den von Vaterlandsliebe hochgetragenen Erklärungen und dem obligaten Commando des pädagogischen Landwehrmannes entwickelte sich nun der Kanonendonner der beiden Heere, die von dem Pulverdampfe der messingenen Geschützchen schwarz und blau wurden. Die Deutschen drängten von allen Seiten die Franzosen, welche sich kopfüber und flügelschlagend in die Katzbach stürzten und unter unendlichem Jubel und stolzem Selbstgefühle der patriotisch gehobenen Jugend

am andern Ufer durchnäßt emportauchten. — Alter, trefflicher Landwehrmann, deine doppelte Kunst der Vogelabrichtung und Jugendanregung schlug tiefer ein, als manche gekräuselten „Schnitzeln der Menschheit" vom hohen Stuhle der Geschichtsweisheit herab! —

Im charmanten Zeitvertreibe und den Mischehen mit Canarienvögeln nimmt der Stieglitz — namentlich in der Gefangenschaft aufgezogen — gern deren Weisen an; im Freien behauptet er dagegen sehr beharrlich seine Eigenthümlichkeit. Die Freiheit ist sein Element.

„Frei wie der Fink." . .

Frei und ungebunden schwingt sich unser Staatsvogel, meist galoppartig pfeifend, in kühnen, scharfcoupirten Bögen durch Flur und Hain, setzt sich immer gern hochauf und schmettert seine Reitermelodie munter, elegant und schwungreich in die Luft. Sein Gesang hat sozusagen zwei Abtheilungen, welche oft jede für sich allein ausgeführt werden, ebenso oft aber auch in kleinen Zwischenpausen hinter einander erschallen. Die erste Abtheilung ist eigentlich eine Einleitung, oder auch ein Seitenstück zur zweiten, etwas längeren, dem Hauptgesange. Sie wird zusammengesetzt aus des Vogels Locktönen oder denselben ähnlichen, hüpfendpfeifenden Lauten und einem geschlossenen, trompetenartigen Schlußsatze. Dieser einleitende Gesang verkörpert sich mir immer lebhaft wie eine angaloppirende Reitercolonne, welche mit dem Schlußsatze plötzlich parirt und sich formirt. Es liegt etwas Feuriges, anregend Kriegerisches in diesen raschen Rhythmen, die an Schwung noch gewinnen, wenn sie der Vogel, wie nicht selten, bei seinem Niederschwingen auf einen Baumwipfel in der Luft schmettert. Der Hauptgesang ist in seinem Grundtone dem Vorgesange zwar ähnlich, enthält aber mitten eine abändernde rhythmische Partie, in der bei guten Sängern die Sylbe „Fink" gewöhnlich dreimal hinter einander erschallt, dann in einige etwas gehaltene, gleichsam mit dem „Fink" den Gipfelpunkt des Liedes bildende hohe Noten übergeht und hierauf gewöhnlich mit dem schmetternden Schlußsatze des Vorgesangs endigt. Das ist der Charakter des Stieglitzenliedes. Ich hoffe, der geneigte Naturfreund verargt mir die eingehendere Beschreibung desselben nicht. Ich mußte unsrem talentvollen Vogel gerecht sein und neben seiner glänzenden Außenseite auch sein musikalisch- und gesellig unterhalten des Verdienst nach Gebühr hervorheben. Gewiß, mein Lob sollst du unverkürzt haben, du heiterer, entschlossener, kriegerischer Sänger! Ich schmückte

dich gerne mit einem Orden, wenn ich befugt zu dieser Decorationsaustheilung wäre. Aber meine dichterische Decoration, meine Lobpreisung deines Talentes gebe ich dir aus eigener Machtvollkommenheit. Und so mögen dir denn in jedem Wonnemonate die Blüthenzweige der Garten- und Feldbäume duften und schwanken, damit du dich darauf wiegest in Wonne der Liebe und des Gesanges, den dir die allgütige Natur neben deinem Federschmucke geschenkt, auf daß wir uns mit dir daran erfreuen.

Der Hänfling oder Stockfinke. (Fringilla cannabina. L.)

(Von J. M.)

Du kommst spät an die Reihe, lieber Hänfling, und deine Verwandten haben schon fast Alles vor dir voraus, so daß noch wenig von dir zu sagen übrig scheint. Und doch bist du ein so schöner, schlanker Vogel in deinem Frühlingskleide und singst allerwegen so wohlklingende, schmetternde Strophen. Dir vorübergehen, wäre Undankbarkeit. Dein rothes Röckchen trägst du nicht, wie so manche deiner bunten Vetterschaft, ohne Verdienst: denn neben deinem äußeren Schmucke belebst du noch viel höher die Natur mit dem hellen Klange deines schönen Liedes und deiner Munterkeit. Auch durch dein gelehriges Wesen hast du dich der menschlichen Zuneigung und Dankbarkeit würdig gemacht, und gerne erhebe ich dich zu dem dir gebührenden Range unter deinen Verwandten, dem Edel- und Distelfinken. Zwar hast du keine Stammbäume ruhmreicher Ahnen wie der erstere aufzuweisen, aber dafür bist du allgemein beliebt durch deine guten Eigenschaften.

Das Volk hält unsren Hänfling gerne im Käfig und lehrt den aufgeweckten Vogel Liedchen nach Mund und Vogelorgel; obgleich der in der Freiheit auf Stirn und den Seiten der Brust noch so schön blutroth, an Hals und Kehle frisch gelbweiß, auf Kopf und Nacken röthlich-aschgrau gezeichnete alte Hahn mit dem schwarzen, weißgeränderten, schlanken Fischschwanze in der Gefangenschaft immer zum Rostbraun des Weibchens und der Jungen zurückfärbt. So erblickst du, außer seiner netten Gestalt mit dem allerliebsten, niedlichen Köpfchen und Schnäbelchen und seinem munteren

Wesen, nichts Besonderes in seinem Aeußeren, ein Zeichen, daß er hauptsächlich wegen seiner inneren Vorzüge zu unsrem Stubengenossen gewählt wird. Hier unterhält er, wenn er ein Wildling ist, den Handwerker und Landmann denn auch ebenso angenehm und fleißig durch seinen natürlichen Originalgesang, als — in der Stube aufgezogen — durch seine von andern, besonders von Canarienvögeln erborgten, oder durch Orgelspiel und Verpfeifen erlernten Weisen. Alles trägt er mittelst seiner zarten, klangreichen Stimme gar schön und gewandt vor. Das Schönste ist aber sein eigener Gesang, der besonders die jungen Fichten- und Kieferndickichte, sowie die Remisen und bebuschten Raine belebt. Es zeichnet ihn ein schwungreiches, melodisches Jodeln und Jubeln, sowie ein schmetterndes, gellendes, aber reines Krähen aus, das der Vogel auf Bäumen, Büschen und hoch in den Lüften immer munter und emsig hören läßt. Beim kaum sich röthenden Morgen über seiner Waldhege oder seinem Dornenhage erklingt schon die frische, weckende Weise dieses melodischen Hahns der Lüfte.

Von seinem oft nach Jahreszeit und Alter wechselnden Kleide wird der Hänfling von den Vogelstellern verschieden benannt. Gegen das Frühjahr hin hat sich bei alten Männchen das nach der Mauser im Herbste nur spärlich vorhandene Roth an Stirn und Brust und der kaum sichtbare rosenrothe Hauch des Unterleibs von Innen heraus entschiedener gefärbt, und der Vogel heißt dann in dieser schönen Färbung Bluthänfling. An jungen Männchen zeigt sich das Roth und selbst das Aschgrau des Scheitels und Nackens überhaupt nur angedeutet, indem die äußeren Ränder der rothen Federn namentlich wie grau bereift sind. Erst der zweite und dritte Frühling gibt dem Hahn seinen ausgeprägten Purpurschmuck. In hohem Alter ziert die Hänflingshahnen statt des Roth ein Gelb auf der Brust, und in diesem Kleide taufen sie die Vogelsteller und Händler Steinhänflinge. Ich halte diese Erscheinung ebenso für ein Zurückfärben in der freien Natur in Folge hohen Alters, als jenes in jedem Alter sogleich nach der ersten Mauser in der Gefangenschaft eintritt. Auch wird der Vogel außerdem noch Stockfinke genannt, weil er in's Gebüsch (auf Stöcke) nistet. Die volksthümliche Benennung Grauhänfling hat er zur Unterscheidung von dem Grünhänflinge oder Grünling erhalten. In manchen Gegenden trägt er auch den Namen Gyntel. Sein Hauptname ist Hänfling, von seiner Lieblingsnahrung, dem Hanfsamen her, dem er im Herbste in Begleitung seiner Verwandten tüchtig

zuspricht, so daß ihm der Kamm im eigentlichsten Sinne schwillt, und unser Hahn doch in den Lüften sein heiteres Jodeln hören läßt. Auch er liebt wie seine Verwandten die Tränke und das Bad in seichten Stellen klarer Kieselbäche sehr, woselbst man ihn auf kleinen Herden bei Lockvögeln oft dutzendweis leicht fangen kann.

Der Vogel baut sein Nest aus Moos, Halmen, Pferdehaaren und Thierwolle nach Art der Finken nett und schön meist in einen Fichten- oder Kiefernbusch. Man geht kaum einem jungen Nadelholzdickichte vorüber, ohne daß man hier nicht den Hänfling und zur Paarzeit sein Nest mit den vier bis sechs kleinen, bläulichweißen, röthlich punktirten Eiern fände. Ich habe Fichtenhegen getroffen, in welchen ich die Nester unseres geselligen Sängers zu Dutzenden nicht weit von einander gefunden, und wo der Gesang der Hahnen überall umher von Bäumen, Büschen und vom Himmel hell und laut erklang, daß es eine Herzenslust war. — Im Fluge hat der Hänfling viele Aehnlichkeit mit dem Distelfinken, denn beinahe ebenso flink wie dieser, schwingt er sich rasch und kühn in Bögen durch die Luft und läßt nicht selten dabei seinen ermunternden Gesang ertönen. Er füttert seine Jungen ebenfalls aus dem Kropfe. Ist das Paar mit Futter für die Kleinen aus dem Felde zurückgekehrt, so fliegt es nicht allsogleich nach dem Neste, sondern schwingt sich erst auf Bäume oder hohes Gebüsch in der Nähe seiner Brutstätte, von dort die Umgegend auskundschaftend. Auf diese Weise heimlich gehalten, verlassen die Jungen bald die Wohnung und machen dann, hinlänglich im Fluge bewandert, mit den Alten Ausflüge in die Felder. Da geht ein neues reiches Leben an: denn hier ist das Schlaraffenland voll Rüb- und Mohnsamenfluren, dort wogt und rauscht das Utopien des emporsprossenden Hanfs schon einladend für den Spätsommer. Was Wunder, wenn die alten Hänflinge unter dem reichen, ergötzlichen Segen der Felder und der erwärmenden Sonne nach dem Selbstständigwerden der Jungen eine zweite Hochzeit halten und wiederholt ihrem grünen fichtenrauschenden Dickichte mit neuer Hoffnung zueilen? Und siehe! kein schnüffelnder Iltis, kein rühriges Wiesel, keine schlaue Elster, kein sonstiges Raubgesindel auf der Erde und in der Luft hat die zweite Brut ausgekundschaftet, und der lustige Wanderzug in die ersehnten Hanfsamenfelder kann beginnen. So kommt unter reichlichem Genuß und überschwänglicher Sättigung der Winter heran, von dem sich der rüstige Hänfling aber selten einschüchtern läßt. Er

bleibt gewöhnlich bei uns, in Flügen nach Finkenart Raine und Baumstücke besuchend und nur selten bei allzustrenger Miene des unwirthlichen Greises strichweise, aber nie weit herumziehend. Auf solchen Touren mag ihm denn auch manchmal der Ueberfluß der Sommerfluren in seligen Träumen vorschweben und beim erwachenden Blick Angesichts der öden Schneefelder und des dürftigen Hags nur zu bald als bittere Täuschung entschwinden. Aber nichts desto weniger sehen wir unsren Wackren, aller Sentimentalität und Kopfhängerei Abholden, mit seinem rothen Brustlatze unter jodelndem Weckrufe wie ein Tyrolerbursche über Schnee und Eis sich schwingend, tapfer mit der schmalen Winterkost an Wegen, Rainen und Grasplätzen vorlieb nehmen. „Juchhe!" ruft er und denkt: „G'strenge Herrn regieren halt nit lang." Und sein Hoffen ist nicht getäuscht: der Thauwind schmilzt ihm wieder die Raine kahl von Schnee, an denen sich nun dem munter Suchenden die Kölbchen des großen und kleinen Wegerichs, die niedergebeugten Grasrispen und so manche bedeckt gewesenen Körnchen enthüllen. Noch eine Weile und der Winter ist überstanden, ein sanfter West weht alle Erinnerung an Entbehrungen und Mühsale aus der Brust und öffnet darin mit seinem milden Hauche die Pforten des Gesanges, der frischer und jubelnder denn je daraus hervorströmt.

In Gebirgsgegenden, woselbst das Volk noch in seinem natürlichen, poetischen Hange die Vogelliebhaberei pflegt und namentlich den Dompfaffen zu Liedern abrichtet, fand ich, daß leidenschaftliche Vogelfänger die Eier der aufgefundenen Dompfaffennester, um sie vor den Nachstellungen ihrer Concurrenten zu sichern, in die Nester der Hänflinge trugen. Diese à la Kukuk octroyirten Eier werden dann in der Regel mit einem und dem andern ihrer eigenen in dem Neste gelassenen getreulich von dem Hänflingsweibchen ausgebrütet. — Wie mag Frau Stockfinke staunen, wenn sie statt der niedlichen eigenen Jungen jene viel derberen Bursche mit den dicken Schnäbeln sich entpuppen sieht! Da heißt's den Kropf mit Samen füllen, um die colossalen, ächt pfäffischen Gimpelbäuche zu stopfen! Ergötzlich ist übrigens bei diesem Eiervertauschen der Umstand, daß ein Dompfaffenliebhaber gewöhnlich den andern zum Gimpel macht und beim Durchsuchen der Hänflingsnester die wohlbekannten aufgefundenen Dompfaffeneier wiederum in eine andere Hänflingswohnung bringt, so daß die Gimpelbrut, noch nicht an's Licht der Welt befördert, schon eine Wanderung im Reviere macht.

In der Gefangenschaft knüpft der Hänfling wie der Distelfinke in Canarienvogelhecken nicht selten Mischehen mit Canarienvögeln, aus welcher Verbindung hänflingähnliche Bastarde hervorgehen. Darum hält man ihn mit seinem bunten Verwandten gern in solchen Vogelhäusern, in welchen übrigens beide, wenn die Hecken im Freien errichtet sind, so daß Luft und Sonne einen großen Theil des Jahres stets wirken können, mehr oder weniger ihr lebhaftes Naturkleid behalten, insbesondere dem Hänfling wenigstens ein rother oder gelbrother Anstrich an beiden Seiten der Brust verbleibt. Das frische, schöne Blutroth bekommt er aber niemals hinter dem Gitter der Gefangenschaft, denn den süßen, gewaltigen Hauch der Freiheit kann ihm keine noch so überzuckerte Pflege des Vogelhauses ersetzen. Wo hätte unser Hänfling auch den weiten, sonnigen Himmelsraum, um seine Flügel im kühnen Bogenschwung zu versuchen; wo die grünen Haine, die freundlichen Raine mit den lachenden Auen, um auf Baum und Strauch sein schmetterndes Lied der Freude und des Jubels erschallen und in den Samenfeldern sich's gut sein zu lassen? Das arme, blaßgrüne Fichtenstämmchen in der Vogelhecke ist ein nur zu dürftiges Abbild der grünen Waldhege, und die schönsten Canarien-Huldinnen in hochgelbem Putz und den weißen Staatsfüßen vermögen dem Hähnchen dennoch nimmer die treue schlichte Gattin in ihrem häuslich-grauen Kleide, die liebevolle Hänflingsmutter zu ersetzen. Darum glücklich, ihr Hänflinge, die ihr noch das klare Wasser der Wiesen und Haine, den Hanf und Rübsamen der Fluren kostet, glücklich ihr, denen noch das duftende Reis der Fichte und Tanne rauscht, oder der Blüthenschnee der Raine entgegennickt, denen noch das holde Sonnenlicht leuchtet und die noch die frische Luft des Himmels umweht! Dreimal glücklich ihr, denn ihr seid Kinder der Freiheit!

Zweite Abtheilung.

Potpourri-Sänger oder Mischer.

Mit dieser Gruppe geben wir unsren Lesern das Wesen derjenigen Singvögel, deren vorzugsweise Begabung sich auf die Nachahmung, Mischung, Verarbeitung und gewissermaßen Umbildung von Liedern und Rufen anderer Vögel oder auch anderer Thiere erstreckt. Dürfen wir hier mit menschlichen Kunstzuständen einen Vergleich ziehen, so behaupten wir: es stellt sich in diesen Mischern der Geist und die Richtung der modernen Musik dar, deren Stärke nicht sowohl in der reinen Originalität, Einfachheit und harmonischen Abrundung der classischen Musikperiode, als vielmehr in dem Auftischen eines unruhigen, regenbogenfarbenen Allerlei, eines pomphaften Viel und in dem vorherrschenden Ringen nach dem Salto mortale der Effecte zu suchen ist.

Ja, wie die neuere Musik die Herzen der nur Harmonisches und Seelenvolles Liebenden, an ursprünglicher Tiefe sich Begeisternden nimmer mehr „mit urkräftigem Behagen zwingt“: so wird den Freund der Natur das eleganteste, vielseitigste Nachtconcert eines Rohrschilfsängers schwerlich so ungetheilt rühren, als — wir schweigen ganz von vorzüglicheren Gesängen — selbst das bescheidene Abendlied des Rothkehlchens, oder der einfache Frühlingsgesang des Fitis. Die Musik ist die am unmittelbarsten zum Gemüthe sprechende Poesie, und eben darum kann der Vortrag eines Mischers wohl durch täuschende Nachahmung, geschickte Verschlingung und große Fertigkeit in Erstaunen und Bewunderung versetzen, aber keinen Naturkenner eigentlich rühren, noch viel weniger begeistern. Er empfängt ja die Weisen nicht unmittelbar, sondern aus zweiter Hand.

Wir schildern in Folgendem nur die drei hervorragendsten Vertreter des natürlichen Potpourri, sowie den durch seine Possirlichkeit und musikalische

Komik sich auszeichnenden Staar. Von der Beschreibung der weniger einheimischen Haubenlerche konnten wir um so mehr abstehen, als in den Aufgeführten sich der Eber der Mischer oder — wie sie auch volksthümlich genannt werden — Spötter vollständig charakterisirt. — Doch lassen wir sie sich selbst darstellen in dem Wesen, das wir getreulich von ihnen entwerfen.

A. M.





Der rothrückige Würger.



Der rothrückige Würger. (Lanius spinitorquus. Bechst. vel collurio. Briss.)

(Von F. M.)

Trotz des scharf ausgeprägten Typus der einen oder andern Thiergattung, welcher sich in jedem einzelnen Individuum zu erkennen gibt, walten die auffallendsten Unterschiede in Temperament und Befähigung. Es gibt Ochsen unter den Ochsen, Katzen unter den Katzen, Füchse unter den Füchsen, Hunde unter den Hunden, Tauben unter den Tauben, das heißt: die Dummheit oder die Falschheit oder die Klugheit oder die Niederträchtigkeit oder die Sanftmuth repräsentirt sich in einem Individuum mehr, ja oft zum Erstaunen mehr, als in dem andern derselben Art. Man darf nur mehrere Hunde von einem und demselben Wurf erzogen haben, dann wird man Gelegenheit finden, seine Betrachtungen über Charakterverschiedenheiten anzustellen. In dem einen kommt die Feinheit und Weichheit der Mutter oder Großmutter, bei dem andern die Rauheit und Tappigkeit des Vaters oder Großvaters u. s. w. zur Entwicklung. Eine ähnliche Erscheinung nehmen wir an der größeren oder geringeren Befähigung dieser oder jener Sängergattung wahr. Namentlich ist es unter den Mischern oder Potpourrisängern der rothrückige Würger, der sich in manchen Vertretern als hochbegabter Künstler beurkundet, dagegen in mindestens eben so vielen andern Exemplaren bis zur Mittelmäßigkeit, ja sogar bis zur völligen Unbedeutendheit herabsinkt.

Der rothrückige Würger, obgleich kräftig gebaut und zum Theil Raubvogel, ist doch so zärtlich und gegen rauhere Temperatur so empfindlich, daß er erst gegen die Mitte des Wonnemonats in Deutschland erscheint. Das Volk nennt ihn Neuntödter, weil er eine Anzahl Käfer, junge Vögelchen und dergleichen mehr auf Dornen spießt, um sie nach und nach zu verzehren, besonders an rauhen Tagen, wo ihm nur spärlich neue Beute zufällt. Der Zufall wollte vielleicht, daß man zuweilen neun Käfer oder sonstige Beutestücke an einem Dornbusche fand. Weithin ist er in Gärten, mit Remisen und Hecken versehenen Feldern und Wäldern verbreitet. Manche

unter ihnen halten sich vorzugsweise gerne auf hohen Bäumen auf, wo sie unausstehliche schreiende Töne ausstoßen und einen ziemlich weiten Umkreis von Bäumen, Büschen und Hecken beherrschen. Andere dagegen verweilen träge in beschränkterem Distrikte und sind fast immer stumm. Ja, ich habe an den schönsten Mai-Morgen und Abenden vergeblich auf ihren Gesang gewartet. Noch andere singen zu jeder Tageszeit mit unermüdlichem Eifer, der eine laut, was jedoch unter die Seltenheiten gehört, der andere so leise, daß man Mühe hat, ihm unbemerkt nahe genug zu kommen, um den ganzen Reichthum seiner Gesangesstrophen zu belauschen. Nun habe ich stets gefunden, daß die Würger einer und derselben Gegend mit sehr geringen Ausnahmen hinsichtlich der Ausdehnung und Abwechslung ihrer Reminiscenzen so ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Die Nachahmungsgabe dieses Spottvogels ist in einzelnen Fällen in hohem Grade bewunderungswürdig, und da es nicht selten vorkommt, daß er fünf- bis achtundzwanzig Reminiscenzen hören läßt, die theils in kürzeren vollständigen Gesängen, theils in einzelnen Strophen, theils in blosen Rufen bestehen, so darf man ihn ohne alles Bedenken unter den Mischern in Bezug auf Gelehrsamkeit obenan stellen. Dem Forscher drängt sich beim Anhören eines solchen Liederschatzes die Frage auf: welche Umstände haben zur Ausbildung dieser Meisterschaft mitgewirkt? Zunächst mag der Vater, wie bei den Vögeln überhaupt, der Lehrmeister sein; dann aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die den Zögling umgebende Vogelwelt im Ganzen den größten Antheil an seiner musikalischen Fertigkeit hat, da sein Gesang sich größtentheils in dem Liedervorrath der benachbarten Vogelarten bewegt. Ein Drittes kommt aber unstreitig noch hinzu, sonst könnten wir uns die Kenntniß täuschend vorgebrachter Strophen aus dem Schlage der Nachtigall oder dem Gesange der Sperbergrasmücke oder verschiedene Rufe der Sumpfvögel da, wo sich solche nie aufhalten, nicht erklären. Der junge Würger macht auf der Wanderschaft, wo dem Burschen ja auch Ungewöhnliches und Neues begegnet, die Bekanntschaft mit Tönen und Liedern, die er in der Heimath nicht gehört hat, und so kommt er denn häufig aus der Fremde mit dieser oder jener interessanten Erinnerung zurück, die er vermöge seines guten Gedächtnisses getreu darzustellen weiß. Natürlich gelingt dies nicht jedem. Gibt es doch auch unter den Menschen nicht wenige, die nirgends etwas Ersprießliches lernen, die zufrieden sind, wenn das Schicksal ihnen panem et Circenses bietet, die

jenem Gänschen gleichen, das über den Rhein flog und als Gigak wieder heim kam. — Mancher öde Landstrich, manche Dornhecke an unfruchtbaren Rainen wird durch den Aufenthalt eines Würgers von vorzüglicher Begabung zur leidlichen Raststätte für denjenigen, welcher die befiederten Sänger liebt.

Wer mit den Liedern und Rufen der Vögel nicht vertraut genug ist, mag den Gesang des Würgers für ursprüngliches Eigenthum, für Selbst geschaffenes halten, so treu weiß er den Ausdruck, Crescendo und Diminuendo, Forte und Piano, sowie Tempo im Vortrage der angeeigneten Stücke wiederzugeben. Es ist, als ob er sich in die Empfindungsweise anderer Vögel versetzen könnte, als hätte er ihnen mit den Tönen zugleich die innere Bewegung abgelauscht. Wer ein Kunstproduct versteht, in wessen Seele es Wiederhall findet, der besitzt schon inneren Werth, wer es aber vorträgt mit der Seele des Schöpfers, der ist doppelt zu schätzen. Der mit der Raubvogelnatur des Würgers Bekannte mag ihm freilich nicht die Empfindungen eines friedlichen Rothkehlchens oder eines sanften Baumpiepers zutrauen, wenn der Virtuose auch noch so trefflich deren Liederweisen nachahmt. Und doch fragt sich's, ob er nicht Augenblicke hat, wo seine Seele wirklich die Rothkehlchen- oder Piepernatur annimmt, wo der Räuber und Mörder in ihm zum Götterfreunde Ibykus wird? Aber wie sich keine von den Doppelnaturen jemals ganz verläugnen läßt, so macht sich auch das Frevelhafte der Würgernatur gleichsam in seinem Gesange geltend durch häßliche Töne und den Schrei des Raubvogels. Es scheint, als wolle er nicht lauter edle Erscheinungen vor unsere Seele zaubern. Auf mich macht diese Gewohnheit des Würgers einen unangenehmen Eindruck, ähnlich wie der Hopser oder Gassenhauer, der in Potpourris unmittelbar auf eine gehaltvolle Arie folgt und deren Eindruck verwischt.

Um denjenigen, welche die Nachahmungsfähigkeit dieses Vogels nicht kennen, einen Begriff von dem Reichthum seines musikalischen Vorraths zu geben, nenne ich die Gesänge, welche ein Exemplar bei mir in der Gefangenschaft vortrug. Zuerst ließ er den Ruf und das Schnalzen der Nachtigall hören, worauf eine ziehende Strophe folgte, die mit einem Triller endete, dann flötete er das Lied der Schwarzamsel tief und melodisch, hierauf trug er den Gesang des Baumpiepers so täuschend und mit solcher Ueberschwänglichkeit im Ausdruck vor, daß man in Wahrheit glaubte, das sanfte, langgezogene, leise verhallende Lied von einem auf- und niedersteigenden Pieper

selbst zu hören. In unmittelbarem Zusammenhang folgten dann Wachtel Feldhuhn, Unken, Kukuk, Bussard und andere Rufe, verschiedene Theile aus den Liedern einiger Grasmücken, klangvolle Drosseltöne, der Ueberschlag des Mönchs und zuletzt die mannigfaltigen Locktöne im Herbste ziehender Meisenfamilien und Goldhähnchen.

Da der Würger sich eilig auf seine Beute stürzt, so erhält man ihn leicht mittelst des Schlaggarns, welches nicht verdeckt zu werden braucht, und an dessen Zunge ein lebender Käfer zur Lockspeise dient. Auch lassen sich viele schon von einem Mehlwurme verführen. Sehr gespannt lauscht er auf das Schreien junger Vögel und läßt sich durch dieses in seinen Nachforschungen nach ihrem Aufenthalte leiten. Dabei kommt er bisweilen in starkes Gedränge mit den muthig ihre Jungen vertheidigenden Eltern, die ihm in wahrer Verzweiflung entgegenfliegen und den sonst stets vermiedenen Kampf mit ihm wagen. Er beharrt dann nicht weiter in seinem Angriff, sondern betrachtet den Versuch als mißlungen, sich still lauernd zurückziehend, bis die Abwesenheit der Eltern es ihm gestattet, mit Erfolg einen neuen Angriff auf die hülflosen Vögelchen, deren Sitz er sich genau gemerkt hat, zu machen. Ich habe gesehen, daß er vom Locken junger grauer Grasmücken, welche unter einem Schlaggarn unbewußt als Gehülfen dienen mußten, den Vater seiner Freiheit zu berauben, angezogen ward und in die Falle ging. Das über ihm zugeschlagene Garn brachte ihn zur Besinnung, und der Gedanke an Entrinnen aus eigner Gefahr unterdrückte seine Mordlust: er that keinem Vögelchen etwas zu leide. So wird selbst das reißende Thier friedlich gesinnt, wenn es mit andern Thieren, mit denen es in Feindschaft lebt, oder die seine Raubgier wecken, in gemeinschaftliche, ihm zum Bewußtsein gekommene Gefahr gerathen ist. Friedlich weilt die sonderbar gemischte Gesellschaft bei einander, bis die Gunst der Verhältnisse sie wieder aus einander führt. Jedes Individuum ist dann auf seine eigne Rettung ängstlich bedacht.

In der Gefangenschaft benimmt sich der rothrückige Würger in der Regel schon nach wenigen Tagen ruhig und besonnen und unterhält, wenn er alsbald nach seiner Ankunft eingefangen wurde, sehr fleißig mit seiner Kunstfertigkeit. Wenn er auf der Sitzstange oder in der Freiheit auf einem Zweige nach einer Mahlzeit einen bequemen Platz eingenommen hat, dann vergegenwärtigt er den Philosophen der befiederten Sänger, da er Miene

macht, als sei er in tiefes Nachdenken versunken. In der Wahl der Speisen geht er noch etwas weiter, als der Engländer, indem er das Fleisch in völlig rohem Zustande dem gekochten oder gebratenen vorzieht und verhältnißmäßig noch größere Stücke auf einmal verschlingt. Im Käfige sucht er die Fleischbrocken anzuspießen, und, da dies nicht geht, klebt er sie an dem Drahtgitter an. Das Aufspießen von Käfern, kleinen Vögeln, auch Eidechsen u. dgl. m. geschieht offenbar nur aus dem Grunde, damit der Vogel, dem die „Fänge" (Klauen) des Raubvogels fehlen und der daher größere Gegenstände nicht wie dieser mit den Fängen packen kann, das Verzehren der Beute besser bewirken kann. Manchmal versucht es der Würger im Käfig, große Fleischstücke mit den Nägeln zu halten, wenn ihm kein Gegenstand zum Anhalt oder Aufspießen sich darbietet. Ich habe ihm, weil ich dem Grundsatz huldige, einen Gefangenen möglichst menschlich zu behandeln, Dornzweige in dem Käfig befestigt, die er in sichtbarem Vergnügen mit Fleisch und Käfern wahrhaft bespickte. Nur durch naturgemäße Behandlung gelingt es dem Besitzer, ihn einige Jahre am Leben zu erhalten.

Der Gesang eines guten Würgers hält in der Gefangenschaft über ein halbes Jahr an, während man ihn in der Freiheit selten noch nach der ersten Hälfte des Juni singen hört. Es lohnt sich darum der Mühe, diesen interessanten Vogel im Käfige zu halten, zumal da er nicht weniger durch seine Schönheit erfreut. Kopf und Nacken tragen die aschgraue Farbe, wobei sich der schwarze Streifen, der auf der Stirne und an beiden Seiten des Kopfs steht, besonders gut ausnimmt und ihm etwas Kühnes, Raubvogelartiges verleiht. Rücken und Flügel, die an den Spitzen schwarz endigen, sind dunkel rostroth, im Sonnenlicht glänzend, die schwarzen Schwanzfedern laufen in Weiß aus, der weiße Unterkörper ist von sanftem Rostroth überhaucht, Schnabel und Fuß sind schwarz, ersterer ist raubvogelartig gekrümmt und nach der Spitze beiderseits des oberen Schnabelrandes mit einem Einschnitte zahnartig versehen. Ein solches Kleid trägt das Männchen. Das Weibchen dagegen ist auf dem Oberkörper schmutzig grau und rostbräunlich, trägt braune Flügel und gleichen Schwanz; über den weißen Unterleib laufen grauschwarze Wellen. Die Größe des Würgers beträgt zwischen acht und neun Zoll.

Das Weibchen hält sich draußen still und heimlich und brütet ohne Hülfe des Männchens mit großer Sorgfalt ein halbes Dutzend gelber, bald

braun, bald röthlich und grau gefleckter Eier aus. Es sitzt in dem umfangreichen, von Reiserspitzen, Moos und Grashalmen in eine Dornhecke oder auf ein Stämmchen anderer Holzart gebauten Neste oft so fest, daß man es vorsichtig mit der Hand zu decken vermag. Die ausgeflogenen Jungen empfangen ihr Futter von den Alten mit widerwärtigem Geschrei, welches etwa so klingt, als stoße ein Vogel verzweifelte Angsttöne aus. Ihr Dichten ist ein rauhes, häßliches, wirres Durcheinander. Aber an schönen Augusttagen haben sie schon Gelegenheit, den meisterhaften Vater zu hören, der vor versammelter Familie wie im Traume seine zusammengetragenen Weisen recitirt. Ergötzlich ist es, zu sehen, wie aufmerksam der lernbegierige Sohn aufhorcht, und welche altkluge Miene der Gelbschnabel macht. Mit diesen eingeprägten Tugend- oder Untugendlehren des alten Doppelzünglers begibt sich der junge Philosoph auf seine erste Reise. Mit dem Kleide des Vaters kehrt er im Frühjahre zurück, wiewohl noch nicht ganz so rein und lebhaft gefärbt, als die mehrjährigen Männchen.

Die Bastardnachtigall. (Motacilla hippolais. L.)

(Von F. M.)

Dieser Vogel läßt in unserem deutschen Vaterlande lange auf seine Ankunft warten. Nachdem sich die übrigen Sänger in Wäldern, Feldern und Gärten längst eingefunden haben, erschallen plötzlich eines Morgens im Mai gar wunderbare Töne, die den Nichtkenner vermuthen lassen, es habe sich irgend ein fremdländischer Vogel in unsere Gegend verirrt. Das Erstaunen steigert sich, wenn er des Urhebers solcher Töne ansichtig wird, der nichts anderes, als ein Vögelchen von sechs Zoll Länge ist, mit schlankem Bau, olivengrünem Rücken, schwefelgelbem Unterkörper, tiefdunkelgrauen, grüngelb gesäumten, langen Schwung- und Steuerfedern, langem hornfarbenem, nach unten in's Gelbliche übergehendem Schnabel, aus dessen Nähe ein mehr oder weniger deutlicher gelber Strich dem Auge zuläuft, und der, geöffnet, lebhaftes Orange zeigt, endlich mit bleifarbenem Fuß.

Mit großer Gewandtheit schwingt sich dieser nette Vogel als gieriger Liebhaber und gefährlicher Feind der Insekten von einem Zweige zum andern,

eben so unermüdlich singend, wie verschlingend. Dabei schlägt manchmal sein Schwanz ähnlich demjenigen des kleinen Weidenzeisigs den Takt und verkündet das lebhafte Temperament des Virtuosen. Gerne steigt er von den unteren Aesten der emporragenden Bäume, eifrig Nahrung suchend, aufwärts und fliegt, wenn er die Krone erreicht hat, gewöhnlich einem andern nahestehenden Baume oder dem Gebüsche zu, in welchem letzteren das Weibchen als blassere Schönheit, ohne jedoch an der Bleichsucht zu leiden, sich als aufmerksame Hüterin des auserwählten Brutortes aufhält. Bei Annäherung des Feindes stößt es einen gar anmuthig klingenden Warnruf aus, den man mit dem Worte: „Deterä" bezeichnen kann, worauf augenblicklich das Männchen herbeieilt und, unruhig hin und her fliegend, mit einem noch melodischeren: „Deteroï" einstimmt. Hierdurch wird das Nest sogleich dem geübten Auge verrathen. Es steht in der Regel nahe dem Rande des Dickichts, sechs bis fünfzehn Fuß hoch auf einem ziemlich starken Stämmchen oder einer Zweiggabel, künstlich aus Grashalmen, überhängendem Moos und weißlich schimmerndem Bast, gewöhnlich von der Birke, gefertigt und mit Pferdehaaren im Schooße, in welchem vier bis fünf rosenröthliche, dunkel punktirte Eier liegen. So lange das Weibchen brütet, singt das Männchen fleißig. Wenige sind in ihrem Gesange träge und unbedeutend. Einzelne singen den ganzen Tag, wohl auch zuweilen des Nachts. In Fichtendickungen wählen sie ihren Stand zum Musiciren gerne auf den höchsten Zweigen. Wo mehrere Paare neben einander wohnen, hält ein jedes derselben genau seinen ihm zu Theil gewordenen Bezirk ein. Stellt man seine Beobachtungen an solchen Orten an, dann überzeugt man sich leicht von dem Unterschiede der Befähigung der verschiedenen Exemplare. Hier hörst du fast nichts, als zischende, scharf ausgestoßene und kreischende Töne, mit wenigen melodischen Klängen vermischt, ein rechtes welsches Durcheinander; dort vernimmst du dagegen wenige unangenehme, aber desto mehr liebliche und wohlklingende Strophen. Hier stellt sich dir ein großer Reichthum von Anklängen an dir bekannte Vogelgesänge dar, dort hörst du wohl auch das Gezwitscher der Rauchschwalbe, den Ruf des Rebhuhns, den Schlag der Wachtel, die Melodie der Amsel und dergleichen mehr, aber alles ist so originell in einander verwebt und mit Eigenthümlichem in Verbindung gebracht, daß man von einer Bewunderung zur andern hingerissen wird. Während der Würger das Angeeignete seines Gesangs treffend und

ohne alle Verdeckung hervortreten läßt und dadurch sich offen als Räuber fremden Eigenthums darstellt, kommt man beim Anhören mancher Bastardnachtigall in Versuchung, sie in die Reihe der Originalsänger zu setzen, so geschickt weiß sie fremdes Eigenthum zu verbergen und umzuarbeiten. Doch bringt es dieser Vogel nicht leicht dahin, mit seinem Gesang das Herz zu rühren. Der Eindruck ist derjenige der Leichtfertigkeit und der Bajazzennatur. Oft verletzt er die einfachsten Regeln der Aesthetik, indem er durch unmotivirte Sprünge und Wendungen, durch Zisch- und Kreischtöne à la Meierbeer und Rossini gemein und alltäglich wird.

Nicht alle Bastardnachtigallenmännchen finden weibliche Lebensgefährten. Sehr oft habe ich die Bekanntschaft mit Junggesellenmännchen gemacht, die, wie unsere Junggesellen sich in den Wirthshäusern umhertreiben, keinen eigentlichen festen Standort hatten, sondern einen größeren Umkreis von Gärten und Büschen Monate lang durchwanderten. Wohl hätten sie verdient, von einem Weibe geliebt und bewundert zu werden, denn ihr Gesang war herrlich, und ihr Wuchs ließ nichts zu wünschen übrig. Möglich, daß sie Weiberfeinde ihres Geschlechts waren oder vielleicht einem Stande angehörten, bei welchem das Cölibat eingeführt ist. Ihr Gesang hielt weit länger an, als derjenige der beweibten Bastardnachtigallen. Hierbei mußte ich unwillkürlich manches singenden und dichtenden Talentes unter den Menschen gedenken, das in einem prosaischen Eheleben nur zu oft und bald verstummt.

Die außerordentlich zärtlichen Jungen schlüpfen im Juni aus den Eiern, zu welcher Zeit schon der Gesang des Vaters natürlicher Weise verstummt, denn bei Nahrungssorgen vergeht auch dem heitersten Sänger die Laune. Fünf weitaufgerissene Mäuler verlangen unter dem kläglichen Rufe: „däh! däh!" unaufhörlich nach mehr und immer mehr Futter, und die Gattin, matt vom Brüten, wirft dem Manne flehende Blicke um Hülfe zu und erinnert ihn, wenn er sich etwa vergessen und die Leier in der Brust stimmen möchte, mit dem strengen Tugendblick an das Materielle der häuslichen Lage. Laß deine Narrheiten! heißt es da — „deteroï!" „deteroï!" das ist das Einzige, was, aus des Männchens Kehle hervorgestoßen, noch Eindruck macht auf des Weibes Herz. Was bleibt also übrig, als mit ihm in ein Horn zu blasen und die Monotonie des alltäglichen „Deteroï" zu wiederholen. Ununterbrochen wird sich nun abgemüht um die kleinen Fresser.

Vater und Mutter wetteifern im Zutragen von Raupen, Käferchen und Nachtschmetterlingen, von welchen sie die größeren auf dem Aste eines Baumes durch kräftige Hiebe mit dem Schnabel tödten. Ihre Liebe zu den Jungen ist außerordentlich groß, und ihre Sorge wird nicht selten dadurch vermehrt, daß dieselben vorzeitig dem Nest entschlüpfen und sich dadurch der Gefahr aussetzen, die Beute der Raubthiere oder durch Platzregen ersäuft zu werden. Findet Zerstörung der Brut statt, dann erfolgt eine zweite, so daß man zuweilen zu Ende Juli's oder in den ersten Tagen des August noch ein Nest mit jungen Bastardnachtigallen entdeckt. Dann aber muß sich die Familie beeilen, um zur Zugzeit, welche noch vor oder spätestens mit dem Anfang des September erfolgt, gerüstet zu sein. Unter mildem Himmelsstrich erneuert unser Vogel sein Gefieder und kommt darum nicht wie andere Sänger in blasserem, sondern in lebhafter gefärbtem Kleide zu uns zurück.

Der Sumpfschilfsänger. (Sylvia palustris. Bechst.)

(Von K. M.)

Die Aehnlichkeit dieses Vogels mit der Bastardnachtigall ist auf den ersten Blick groß. Aber näher betrachtet und beobachtet, stellen sich dem Auge und Ohre des Beobachters doch wesentliche Unterschiede dar. Er ist, obgleich nicht gerade kleiner, doch zärter gebaut, mit schwächerem und kürzerem Schnabel, dagegen mit größeren Füßen und Nägeln versehen und von matterer Färbung. Seiner Natur und Neigung nach geht er in der Wahl seines Aufenthaltsortes genauer zu Werke und ist in der Nahrung von Insekten und deren Larven wählerischer wie die Bastardnachtigall. Auch zeigt er beim Verfolgen und Verzehren seiner Beute weniger Gier. Sein Aufenthalt ist meistens Weidengebüsch auf feuchtem Boden und an den Ufern der Gewässer das Rohr. Hier zeigt er sich nur bei völliger Sicherheit auf freien Zweigen und Rohrstengeln, während er bei herannahender Gefahr geschickt und ähnlich wie der Zaunkönig sich im Dickicht verkriecht, aus welchem er vorsichtig an einer andern Stelle wieder auftaucht, um die Lage zu prüfen. Selbst da, wo hohe Bäume in der Nähe seines Brutortes

stehen, wagt er sich ungern auf deren Gezweig, sondern zieht vor, im schattigen Dunkel Mahlzeit zu halten und seine Stimme zu erheben. Tief in das Rohr oder in verschlungene Gewächse nahe dem Boden baut er nicht ganz so kunstvoll und groß wie die Bastardnachtigall aus verschiedenen Gräsern sein Nest und legt es inwendig mit Pferdehaaren aus, die er sich merkwürdiger Weise auch da anzueignen versteht, wo die Gegend selten einmal von einem Pferde besucht wird. Offenbar begibt auch er sich, wie überhaupt die Vögel zur Zeit des Bauens, an entfernte Plätze, um das nöthige Material herbeizuschaffen. Das Weibchen legt vier bis fünf in's Bläuliche spielende, weiße, grau und braun gefleckte, länglich geformte Eier. Nachts sitzt das Männchen nahe beim brütenden Weibchen, oft herrlich und anhaltend singend, und ich muß gestehen, daß ich mir in solchen Augenblicken seines unvergleichlichen Vortrags selbst sagen mußte, daß ihm in der Nachahmungsgabe wohl mancher rothrückige Würger, aber in der Eleganz des Vortrags, in der Fülle der Töne und der Reinheit der Melodieen kein Mischer zu vergleichen sei. Er übertrifft die meisten Vögel, deren Lieder er abgelauscht hat, im Vortrage derselben bei weitem, denn seine Stimme ist biegsam, wie das ihn umgebende Rohr, und krystallhell, wie die Welle des ihm vorbeirieselnden Baches. Alle angeeigneten Weisen trägt er jedoch viel rascher, als die Schöpfer derselben vor und reiht sie zu einem großen, nicht enden wollenden Liede aneinander. Wie Welle auf Welle folgt, so jagt ein Ton den andern, also, daß es allein dem genauen Kenner der befiederten Sänger möglich ist, in diesem Künstler nur den ausübenden, den Reproducenten zu erkennen. Sein Gesang ist weit edlerer Natur, als jener der Bastardnachtigall. Er erniedrigt sich nicht durch gemeine Einfälle. Sein Geschmack, wenn ich so sagen darf, weiß sich immer auf den Höhen der Kunst zu halten und sogar dem Alltäglichen eine gewisse Weihe zu geben durch den Zauber seines himmlischen Organs. Schade, daß dieser Vogel so selten ist und in vielen Gegenden unseres Vaterlandes nie gehört wird. Sein Aufenthalt in Deutschland ist kurz, indem er sehr spät bei uns ankommt und im August sich schon wieder verabschiedet.

Die Mauser dieses außerordentlich zarten Vogels erfolgt im Süden. In den ersten Gesangsübungen der Jungen zeigt sich nichts von Liedern anderer Vögel, sondern sie bestehen nur in wirrem, ganz unverständlichem Gezwitscher. Erst auf der Wanderschaft und bei ihren Niederlassungen in

der Fremde bilden sie sich zu Meistersängern aus und bringen unserem erstaunten Ohre im nächsten Sommer ihr gewöhnlich reichhaltiges Repertoire der schönsten Potpourri's.

Der Staar. (Sturnus vulgaris. L.)

(Von F. M.)

Wie? du kommst uns mit diesem Flüsterer und Schwätzer, mit diesem Bauchredner und räumst ihm einen Platz unter den hervorragenden Mischern ein? — so höre ich im Geiste den vogelkundigen Leser fragen. Wohl, du hast ein Recht dazu, zweifelnd den Kopf zu schütteln. Auch ich habe längst solche Fragen an mich selbst gerichtet und gezögert, ob ich den kecken Burschen, der täglich an meinem Fenster klopft, während ich seinen bevorzugten Verwandten mit der Feder ein Denkmal setze, gleich als wolle er mich mahnen, ihn nicht zu vergessen, in den Kreis der vorzüglicheren Sänger aufnehmen dürfe. Ich habe den munteren Cameraden früh und spät belauscht und in seinem eigenthümlichen Wesen gemustert, und bin zu dem Ergebniß gelangt: der Staar ist ein verkanntes Talent, in ihm liegt eine Fülle seelischer Begabung verborgen, zu deren vollständiger Aeußerung leider die Natur seinem Stimmorgane die nöthige Ausbildung versagt hat. Allein da, wo dasselbe zur Reproduction ausreicht, vermag es den Hörer so gut wie die Kehle eines Würgers zu täuschen. Wie mancher geistreiche Mann ringt mühsam mit der Form, da gilt einmal gegen die Regel das große Wort nicht: „der Styl ist der Mensch." Unser Staar ist auch größer, als sein Vortrag. Seine Künstlernatur will verstanden und studirt sein. Allgemein zwar hält man ihn für flatterhaft und leichtfertig. Allerdings ist sein Grundton heiter. Aber man höre doch, welche Mühe er sich gibt, wie fleißig er sich übt, wie unverdrossen er die mißlungenen Versuche wiederholt! Wenn je ein Künstler sich zu einer hohen Stellung emporzuschwingen wußte, so ist es der Staar, der sich des Baumes Spitze oder den Schornstein oder die Thurmfahne zum Sitz erwählt, um zu singen. Es scheint, er wolle mit seinem hochstrebenden Sinn den Himmel erstürmen. Sein Vortrag nimmt ihm Leib und Seele in hohem Maaße in Anspruch. Betrachtet man ihn in der Nähe, dann

sieht man wie während seines Gesanges der Augenstern variirt, und das Augenlid bald weit sich öffnet, bald halb niedersenkt. Hals und Brustgrube dehnen sich bis zum Zerplatzen aus, die Flügel helfen unaufhörlich die Töne gleichsam herausschlagen, und selbst der Schwanz hilft drücken, wenn eine besonders schwierige Passage zu überwinden ist. Er geberdet sich wie mancher Jüngling, der absolut dichten oder singen möchte, aber mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Da müssen die Finger taktiren und den Rhythmus bilden helfen, und das Verdrehen der Augen übernimmt den Hauptausdruck, oder beim Singen schwellen die Halsmuskeln an und statt des klaren Brusttons kommt der Kehl- und Fistelton zum Vorschein. Doch „Uebung macht den Meister". Der Staar bringt es durch Gedächtniß und Ausdauer dahin, daß er die melodische Arie der Amsel, Rufe der Drossel und des Pirol, und andere Strophen hervorragender Sänger, auch den Schlag der Wachtel, den Ruf des Feldhuhns, einiger Raubvögel täuschend nachahmen lernt. Doch ist nicht Alles, was er hören läßt, aus den Vorträgen anderer Vögel entlehnt. Das Balzen und Knappen, welches allen Staaren eigen ist, sowie das unmittelbar damit verbundene Räuspern ist originell. Erblich ist auch der bekannte Schäferpfiff, der ihm besonders mundgerecht sein muß, da er ihn laut und langgezogen mit seinem weitaufgerissenen dehnsamen Schnabel hervorzubringen vermag.

Ich habe den Staar einen Flüsterer, Schwätzer und Bauchredner genannt. Gewiß mit Recht. Denn seine Töne scheinen nicht aus der Kehle zu kommen, sondern aus der Tiefe des Bauchs, und nur die flötenartigen, mehr melodischen Gesangtheile bestehen aus Tönen gewöhnlicher Art, so daß durch diese erst dem Ohr genau die Richtung bezeichnet wird, wo der Urheber jenes dumpfen Geschwätzes sitzt. Sein Originalgesang besteht nur in schnurrenden und knarrenden Grundtönen, aus welchen sich hellere knappende oder balzende Laute gleichsam herausheben. Deswegen wähnt man oft mehrere Staare zu hören, während nur ein einziger schwätzend, balzend, knappend und pfeifend thätig ist. Man lauscht nach allen Seiten hin, ohne einen zweiten zu entdecken. Wie bei allen Sängern unseres Vaterlandes, so ist auch bei dem Staar der Trieb zum Gesang vorzugsweise im Frühjahr regsam. Er steht mit dem Paarungstrieb in innigster Verbindung. Letzterer ist in ihm äußerst mächtig. Noch ist der Winter nicht völlig von Wald und Feld gewichen, da lugt schon der Staar das Astloch der Buche oder Eiche

oder den Kasten unter dem Fenstergesimse aus und trifft seine Wahl für den bald zu beginnenden Nestbau. Und wenn auch das Schneegestöber ihn wieder vertreibt, und er mit der rasch zusammengeführten Schaar seiner Landsleute die Quellen in den Wiesen aufsuchen muß, um sein Dasein zu fristen, so vergißt er doch nicht das stille Plätzchen der Liebe, in welches er schon beim Schwellen der Knospen für das zärtlich geliebte Weibchen Federn, Wolle, Halmen und was er sonst geeignet finden mag trägt. Die Liebe macht ihn da zum Egoisten, so daß er, wenn er zur Zeit des Bauens ein Edelfinkennest findet, dasselbe zerzaust und verwendet. Bei der Wahl eines Kastens stößt er jedoch zuweilen auf hartnäckigen Widerstand, wenn ein Sperlingsmännchen vor ihm Quartier für seine Ehehälfte gemacht hat.

Es ist eine schöne Zeit, wann die Staare wieder unsere Hausgärten beleben, und die galanten Hähne um die Gunst der Weiblein buhlen. Da wird sich geputzt, in die Brust geworfen, im Drehen, Wenden, in gravitätischem Gang auf den Aesten der Bäume, im Flügelschlag und Complimentiren bemerkbar gemacht; da wird geschwätzt, gebalzt und manche Stelle classischer Gesänge recitirt, so daß man meinen sollte, man habe Menschen mit ihren Schwächen und Eitelkeiten vor Augen. Das eine Männchen strebt das andere zu überbieten und gelingt es nicht mit allerlei Geschwätz, so macht vielleicht ein behagliches Wiegen im Sonnenschein mit ausgebreitetem Gefieder, gleichsam ein Luft- und Sonnenbad der Liebe, einen reizenden Eindruck auf das stillere, blasse Weibchen. In vortheilhaftem Lichte entfaltet sich ja der Liebreiz, die eigentliche Schönheit erst. Da stechen die helleren Fleckchen auf dunklerem Grunde vortheilhafter ab, und das Gefieder vom gelben, abgeplatteten Schnabel bis zum Schwanz schillert in Grün und Purpur, während die silberglänzenden Federspitzen gar schön hervortreten; da sieht der Vogel, der nicht mehr als neun Zoll und etliche Linien in die Länge und ungefähr siebenzehn Zoll in die Breite mißt, merklich größer aus. Da erblickt man wohl auch dann und wann eine Varietät, sehr selten einen fast weißen, weniger selten einen in's Goldgelbe schillernden Staar. Neben unterhaltenden, muthwilligen Neckereien kommen auch ernste, energische Kämpfe vor. Ich bin im Stande, dem geneigten Leser hierüber eine interessante Beobachtung mitzutheilen.

Der Frühling war in vollem Anzug. Die Knospen der Bäume versprachen in der ersten lauen Nacht aufzubrechen. Viele Sträucher standen

schon in grünem Schmuck. In meinem nach Süden hin gelegenen Garten wirkte die Sonne mit wunderbarer Kraft. Meine befiederten Freunde, die Staare, hatten ihre großen Volksversammlungen aufgelöst und einzeln ihre Standquartiere genommen. Ihre Kasten waren reparirt. Kräftig schwangen die Männchen ihre Flügel, und hastig folgten die verliebten Töne ihrer angestrengten Kehlen auf einander. In der Nähe meines Hauses stand ein alter hoher Apfelbaum; über denselben hinaus ragte eine Stange, auf welcher ein starkleibiger, alter Staarenvater schon seit mehreren Jahren die Lenzgefühle seines ewig jungen Herzens der auserwählten Gattin offenbart hatte, theils in der Form von gravitätischen Bücklingen oder leidenschaftlichen Tänzen, theils im Vortrag von Potpourri's, die bewiesen, wie sehr er es verstanden, seinen Nachbarn und selbst entfernteren Bekannten die Zauberkünste melodiöser Strophen zu stehlen und seiner Gattin als seine eignen genialen Compositionen vorzutragen. Complimente, Tanz, Gesang — Heil dem Manne, der sie zu handhaben versteht! Das weibliche Herz widersteht ihnen so wenig, wie das unverständige Kind den lockenden Beeren. — An der südlichen Wand des Hauses saß auf dem Stäbchen eines Kastens ein jüngeres Männchen. Eben hob es den Kopf hoch, warf einen flüchtigen Blick in das Innere des Kastens und huschte hinein. Pfeilschnell schoß der alte, starkleibige Staar vom Baume nieder, berührte kaum das Stäbchen des fremden Kastens und kroch im Nu in denselben hinein. Jetzt begann ein wüthender Kampf unter fortwährendem Poltern und Kratzen, so daß man glauben konnte, irgend ein vierfüßiges Raubthier wirthschafte darin. Zuweilen ward es still, dann aber ging das Treffen wieder los. Fünf Minuten vergingen. Da auf einmal erschien von innen ein Staarenschnabel, langsam schob der Kopf sich nach, mühselig der ganze Körper, und nur das linke Bein ward drinnen noch festgehalten, so daß der Vogel schwebend am Loch hing, ohne jedoch nur einen Ton von sich zu geben. Plötzlich wurde er frei, und hoch in die Luft wirbelte der Mißhandelte, Uebelzugerichtete, wie mir schien Betäubte. Nichts blieb zurück, als ein Plunder Federn, die in der Luft umherflogen. Für die ganze Sommersaison wagte es der in die Flucht Geschlagene nicht wieder, Colonisationsversuche in der Nähe seines starken Feindes zu machen. Der alte Graukopf aber schlüpfte bedächtig und gemüthlich aus dem fremden Loch, schüttelte den Staub von den Füßen, ordnete sein verwirrtes Gefieder und schwebte siegestrunken zurück zu seinem

harmlosen Weibchen, das selbstgefällig und stolz von den Vorzügen ihres Mannes denken mochte, wie jene schwache Frau von denen ihres Mannes, wenn sie nach der Unterredung desselben mit andern Männern zu sagen pflegte: „ich habe doch den Gescheitesten!“ — Ja, du hast den gescheitesten, stärksten und heldenmüthigsten Mann, beglücktes Staarenweibchen! Er ist Alleinherrscher über ein großes Bereich der Staarenansiedlung. Ich respectire deine Gefühle, und das ist das einzige Beispiel, wo ich mir selbst sagen muß: ich liebe das absolute Herrscherthum.

Eifersüchtig bewacht jedes Männchen während der Brutzeit die Wohnung, in welche es dem Weibchen allerlei Insekten, Würmer, Schnecken und Heuschrecken zuträgt. Bei der ersten Brut entschlüpfen meistens den mattblauen Eiern fünf bis sechs Junge, bei der zweiten dagegen in der Regel nur 3—4. Sobald die Eier gesprengt sind, taucht das Weibchen aus dem Loch auf und verkündet die Vollendung des Brütens durch Ausspannen seiner Glieder, Putzen und lebhaften Gebrauch der Schwingen im Sitze. Gar artig ist's, wenn der glückliche Vater mit beladenem Schnabel in's Loch sieht, und die Gattin ihm Platz zum Einschlüpfen macht. Nach der Fütterung wird immer gewissenhaft die kleine Wohnung von den Excrementen der Fresser gereinigt. Mit den Federn wächst der Brut auch die Gier nach Nahrung, welche unter schnarrendem Geschrei jedesmal willkommen geheißen wird. Sicherlich würde sie die Natur zur Vorsicht und zum Schweigen angewiesen haben, wenn das Nest frei und der Gefahr preisgegeben stünde. Droht indessen einmal Gefahr, dann stoßen die Alten in großer Unruhe einen harten Angstton aus, der etwa wie „gäh“ oder „dähk“ klingt. Von den rührigen Versorgern reichlich mit Raupen und Käfern gefüttert, fliegen die Jungen Ende Mai's oder Anfang Juni's aus, und mit einemmal ist die Gegend mit Tausenden schreiender Staare gesegnet. In buntem Durcheinander lassen sie sich schaarenweise auf Wiesen und Felder nieder und überfallen ganze Reihen von Kirschbäumen, die sie in Eile zu leeren verstehen. Scharf ist bei diesem Treiben der Blick des Erkennens zwischen Alten und Jungen eines Nestes; letztere folgen mit Sicherheit ersteren nach allen Richtungen hin. Abends kehren anfänglich die Jungen noch gerne in die schutzbietenden Wohnungen zurück, später aber lassen sie sich in großen Flügen, von den erfahrenen Alten geleitet, in dichtem Weidengebüsch, im Rohre oder in einzeln stehenden Wäldchen zur Ruhe nieder. Sobald die

Jugend zur Selbstständigkeit erzogen ist, löst sich die größere Gemeinschaft in kleinere Flüge auf. Die Alten kehren paarweise zu den Brutstätten zurück und nisten abermals. Im Herbste sammelt sich das ganze Heer der ersten und zweiten Brut der Umgegend, das, in ewigem Umherziehen begriffen, den Nahrungssegen der Wiesen und Anger, der gepflügten Aecker und Viehtriften auszubeuten weiß. Sie halten sich gerne in der Gesellschaft von Raben und Krähen, theils vielleicht deshalb, weil diese die ihnen gefährlichen Raubvögel öfters in die Flucht schlagen, theils hauptsächlich aus dem einfachen Grunde, weil sie ihnen manche Fundgrube öffnen. Sie fallen in die Heerden der Schaafe ein und picken auf dem Rücken der geschorenen das Ungeziefer mit Eifer und Geschicklichkeit auf. Auch verschmähen sie das Aas nicht. An den Chausséen trifft man sie häufig auf den Vogelbeerbäumen an. Je leerer die Felder werden, desto hastiger ist ihr Flug, ihr Laufen über die Erde hin, ihr Suchen nach Nahrung. Plötzlich stößt ein Falke oder Sperber unter sie und treibt einen einzelnen Vogel abseits. Der Verfolgte wird nach oben getrieben, immer höher und höher, bis sich endlich der Räuber im Momente über das ermattete Opfer, das sich in den höheren Luftschichten überdies betäubt fühlt, erhebt und es mit seinen scharfen Krallen packt. Viele Staare kehren im October nochmals auf einige Zeit zur Brutstätte zurück, gleichsam um Abschied zu nehmen. Sie untersuchen die Kasten, singen, schwätzen, fliegen und schwärmen hin und her, und steigen zuweilen dabei senkrecht in die Höhe, welches Spiel oft eine Viertelstunde lang währt. Mit einemmale aber sind sie verschwunden, um ihren Strich in die Ferne zu unternehmen.

Was den Staar am meisten auszeichnet, ist seine außerordentliche Gelehrigkeit. Ein Beispiel sei zum Schluß meiner Schilderung gegeben, welches ein rechtes Streiflicht auf seine Künstlernatur werfen möge.

Mein seliger Großvater mütterlicherseits kaufte einst einen sprachkundigen Staar von einem Mainzer Schuster für drei Karolin, ein wahres Wunder von einem Vogel. Bei dem Ueberzuge meines Großvaters in mein elterliches Haus wanderte der Staar mit. Der Schuster, von welchem er gekauft worden war, hatte den Stockschnupfen und sprach in Folge dessen heiser. Genau auf ein Haar so sprach der Staar. Wüßte ich nicht, daß jener Schuster seine Nächsten, d. h. die Vögel mehr liebte, als sich selbst und also aus reiner Liebhaberei in erster und aus Nahrungssorgen in zweiter

Linie nebenher auch das Lehrwerk betrieb, dann könnte ich annehmen, sein Ehrgeiz habe ihn veranlaßt, sich in seinem Vogel für ein oder zwei Jahrzehnte unsterblich zu machen. Denn dem armen Teufel saß schon der Tod auf der Zunge, und er ahnte sein nahes Ende. Und in der That, der Staar überlebte ihn und sorgte getreulich dafür, daß sein Herr und Lehrmeister noch fünf volle Jahre plaudernd in ihm fortlebte. In meiner dankbaren Erinnerung an die vielen vergnügten Stunden lebt das Bild des armen Schusters noch jetzt fort, ja das Schicksal wollte, daß ihm sogar die geneigte Winter'sche Verlagshandlung ein Stück Unsterblichkeit mehr verschaffen sollte, und ich würde zur tieferen Einprägung seines Bildes sein Signalement beifügen, wenn es unserem Zweck entsprechend wäre, und die Polizei dadurch nicht veranlaßt werden könnte, den armen Teufel noch im Tode zu verfolgen. — Nun aber, was sprachen denn jener Schuster und dieser Vogel? Mit einem warnenden Pfiff hob er an, dann folgte in Jedermann verständlichem Dialekt: „Halt! Wer da? Jacob, hol' die Wacht! Du Spitzbub'! Lottchen küss' mich!“ (hierauf folgte ein reizendes Kußgeflüster, das er nimmersatt öfters wiederholte) „Marie' koch' den Kaffee! Gretchen, mach' die Thür zu! Babettchen, steh' auf! — Ja! — Liesel! Röschen! Julchen! Schön, Staarchen!“ In diesen Sätzen und Rufen liegt wohl ein Theil der Lebensgeschichte des Schusters. Das „Halt! Wer da! Jacob hol' die Wacht! Du Spitzbub'!“ deutet auf früheren Soldatenstand und beweist, wie sehr er fremdes Eigenthum respectirte und bemüht gewesen war, als Vertheidiger des engeren Vaterlandes, die Spitzbuben auf ihren nächtlichen Wanderungen zu belästigen und nach Gebühr zu behandeln. Die vielen Mädchennamen legen die Vermuthung nahe, daß sie die Angebeteten verschiedener Perioden seines Lebens verherrlichen sollten. Lottchen war wohl seine erste Liebe, nicht nur, weil ihr Name voransteht, sondern auch, weil sie ihn im Geiste immer wieder küssen mußte. Dieses Traumbild seiner Jugendliebe mochte ihm die ärmliche Dachstube in einen Feentempel umgewandelt und seine arme Seele getröstet haben unter des Tages Last und Hitze. Mit Marie'n, die ihm den Kaffee kochen mußte, hatte er ganz gewiß nur darum ein Verhältniß angeknüpft, weil sie ihm treue, sorgsame Pflege angedeihen ließ und keine gebrannten Rüben unter den Kaffee mischte. Gretchen, das die Thür stets hinter sich offen stehen ließ, scheint um seine Gesundheit wenig besorgt gewesen zu sein, da er den Zug durchaus nicht

vertragen konnte, und wer weiß, ob diese Rücksichtslose nicht dadurch die Urheberin des Stockschnupfens wurde. Babettchen war eine Langschläferin. Wie oft mochte er ihr zugerufen haben: „Steh auf!“ Eben so oft mochte sie wohl geantwortet haben: „Ja!“ — ähnlich wie der Kellner in Shakspeare's Heinrich IV. mit: „Gleich, Herr, gleich!“

Das alles ahmte der gelehrige Staar so nach, als empfände er es tief, wiewohl er die theuren Empfindungen seines Meisters nicht kannte.

O armes, der Natur entzogenes und entwöhntes Thier! Dir sollte das Schönste des irdischen Lebens verschlossen bleiben — die Liebe! Du sprachst von Lottchen, Marie'n, Gretchen u. s. w. mit der gewöhnlichen Gleichgültigkeit. Deine Küsse waren in die Luft gebaut, und keine seligen Reminiscenzen standen mit ihnen in Verbindung, keine Gedanken an den Himmel einer unvergeßlichen Staarenjugendliebe!

Zum Todtlachen war's, wenn man ein Schüsselchen mit Wasser durch die Hand bedeckte und dem Staar zum Baden Lust machte. Wüthend hackte er mit dem Schnabel auf die Hand und warf die erlernten Worte in Hast mit auffallend verändertem Ton possierlich durcheinander. Die Rolle, die Gretchen zugetheilt war, mußte Babettchen, diejenige Lottchen's Marie u. s. w. übernehmen. Abends, wenn er schlief, und vielleicht im Traume die Ahnung von den Freuden der Fluren und Wälder in der Seele des cultivirten Städters dämmerte, berührte ich ihn zuweilen mit dem Federkiel, und, ohne den Kopf unter dem Flügel hervorzuheben, stieß er in schläfrigem, bittendem Tone einige seiner Worte aus, gleich als wollte er sagen: ach, laß mich doch gehen und schlafen!

Eines Morgens fand ich die Thüre seines Käfigs offen. Der Staar aber war entflohen, und Niemand hat ihn je wieder gesehen. Ob er die Beute einer Katze geworden oder eines Raubvogels, oder ob er sich zu seinen Verwandten im nahe gelegenen Wäldchen begeben — ich weiß es nicht. In letzterem Falle mögen ihn die wilden Schaaren angestaunt haben, wie einst die naiven Söhne Amerika's die cultivirten Fremdlinge aus Europa bei ihrem ersten Erscheinen. Wie mögen sie aber auch den gelehrten Gast zurecht gezaust haben! —

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Die Schwarzamsel und ihr Nest.











